
Rudolf Leonhard
Beate
und der große Pan



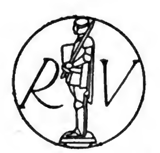

VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget



Rudolf Leonhard

Beate und der große Pan

Ein Roman



1918

München

Roland-Verlag Dr. Albert Mundt

By.

Dem Vogel Ri Gitlis Uma Sanno

gewidmet.

Geschrieben im Winter 1909/10.

Durch einen Wald ging horchend ein Mann;
da fing das Schweigen zu sprechen an,
und kam und rauschte: „Hör mir zu;
Ich grüße Dich. Ich bin das Du!

Das Du, das Deinen Weg umhüllt
und Deine Sehnsucht ganz erfüllt,
das Du, Dein Du. Nun grüße mich.
Ich warte Dein. Du bist das Ich!"

Da hielt der Wald den Atem an.
Ich hub die Augen in den Tann,
und schwiegen beide alle Zeit,
und waren eins — in bittrem Leid.

Ein Starres hatte sich feindlich um Erde und Wasser gelegt. Eine dünne Schicht zuerst, die knisterte und splitterte, dann wurde es glasiger harter Panzer. Weiß ist er, stumpf in sprödem Weiß, oder funkelnd in kaltem Blau.

Erde und Wasser stöhnten atemlos gegen ihn; dann schlief in der Tiefe alles Leben.

Aber heute stürmt es wild dicht über den harten Boden. Manchmal steht es still, einen Augenblick, besinnt sich. Aber dann schreit es auf und jagt, wirft sich auf den Boden und schreit, rüttelt an den steifen Armen der niedern Büsche, schreit, und schlägt ans gebändigte Wasser. Wieder springt es hoch auf und wirbelt durch die Luft, daß alle alten Tannen lärmend die Wipfel neigen. Und es duckt sich wieder auf die harte Erde und das umkrallte Wasser.

Farblos und ohne Glanz ist heute die starre Decke, spröde und brüchig; Risse laufen durcheinander. Sie ist kraftlos und hält sich nur mühsam am weichen Ufer; hier glitten ihre Ränder ab, und da, und dort . . . In der Tiefe wiegt sich das Leben. Eine Blase steigt vom Grunde auf und tastet an der dünnen Decke entlang zum schlammigen Ufer. Einen Augenblick steht sie und wartet, dann springt sie auf: sie hörte das Sausen in der Luft, der Schrei traf sie –

Und eine andre folgt ihr, rascher, ungeduldig.

Aus dem Walde ist der große Pan getreten. Er steht gebeugt und vorsichtig, und hält den Atem an, in seinen Augen glimmt ein Leuchten auf. Er beugt sich über das Eis und sieht neugierig den Blasen zu. Seine Lippen verziehn, wenig geöffnet, ein Lächeln, seine Blicke fahren übers Eis zu der kleinen Öffnung; sie folgen beengt den Wegen der kleinen Blasen und sehn das Eis über ihnen gespannt.

Der große Pan richtet sich auf. Langsam setzt er den Fuß – ein schmaler, gespaltner Huf sitzt an seinem zottigen Bein! – langsam setzt er ihn auf die knisternde Fläche und drückt ihn leise fest. Ein Schauer zittert bis zur Mitte des Baches, ein Ächzen klingt auf, und

dünne braune Striche laufen unter dem Fuße zusammen. Noch einmal drückt der große Pan — das Eis zerbricht: unaufhaltsam quillt trübes Wasser.

Der große Pan wendet sich und läuft durch den Wald. Das Kraut raschelt an seinen Füßen, über ihm schreit der Wind.

Er kommt auf eine Lichtung und hält. Fahl sinkt das Licht des Nachmittags um ihn. Der Wind schreit.

Voll Staunen steht der große Pan. Er drückt die Fäuste auf die erhitzte Brust und atmet.

Menschen sind in den Wald gekommen, den großen Pan zu sehn. Mädchen und Männer haben sich bei den Händen gefaßt, werfen spielend die Arme vor und zurück und gehn zu Paaren durch den Garten des großen Pan. Erweichte Wege tragen ihre Füße, blinkendes Wasser steht in tiefen Geleisen. Stöhnend drückt sich das nässeschwere Moos zusammen und macht den sinkenden Füßen Platz.

Menschengestalten halten sich gehend unter den tropfenden Bäumen. Ein wilder warmer Wind biegt um ihre runden Leiber und trocknet die Feuchtigkeit von den modernden Rinden. Breite Pfützen stehn auf dem Boden, Flächen von wolkenfarbnem Wasser, und halten in strengen Bildern die roten Fichten und die schmächtigen Birken; nur manchmal stößt der Wind an die glatten Spiegel, macht sie zittern und zerbricht die schlanken Linien der Bilder.

Weiter gehn die Menschen und tauchen die Stirnen in weichen Wind. Nur ein Mädchen blieb zurück und lehnt am nassen Stamm einer Fichte, flatternd schlägt ihr helles Kleid den Baum. Der blonde Kopf ist hintüber gebogen, unter den schweren Lidern hervor streifen Blicke über das Land des großen Pan.

Ein junger Mann tritt zu ihr. Er hat den Hut abgenommen, sein Haar fliegt im feuchten Winde. Freundlich sucht er sie mit Händen und Augen und warmen Worten:

„Das Blut kreist in den Bäumen — jetzt bist Du glücklich, Beate — ?"

Über ihnen rauschen die Breiten hängender Zweige.

Sie überläßt ihm die Hand. Ihre Augen träumen hinter schweren Lidern, an ihm vorbei gleiten die Blicke ins Land des großen Pan.

Langsam sagt ihre beschwerte Stimme:

„— — wenn nicht noch immer der Geist und die Sehnsucht wären — "

Unter einem Baume sitzt der große Pan.

Fast noch ein Knabe ist er, mit magrem Leib und dünnen Gliedern. Seine schmalen Hände sind auf den Boden gestemmt, der harte Hals biegt sich mit spielenden Sehnen zurück, die Blicke bahnen sich durch flirrendes Laubgewimmel einen Weg zum weichen Glanze des Himmels. Aus halbgeschloßnen ungeregten Augen kommen sie unter schweren Lidern hervor.

Ein Windstoß treibt die Zweige in die Höhe. Für eine kurze Weile schließen sich die Augen Pans fest zu, noch höher steigt das schmale Kinn. Dann blickt er wieder; und langsam steht er auf und geht durch die säulenhaft strebenden Stämme.

Nein, er ist kein Knabe, der große Pan; ein Jüngling geht durch den Wald, und wieder ein Mann in roher Kraft. Der geht bis auf den Hügel, wo der Wald sich gegen das freie Licht stemmt und wehrt, nur wenige vorgeschickte Bäume weit von einander stehn, plötzlich eingewurzelt nach tollen Sprüngen.

Dort bleibt der Knabe, der große Pan. Über ihm wühlt und wütet der Wind in schwankenden Bäumen.

Fern schmiegt sich ein steinerner Riese an den Horizont: die Stadt. Seine eckigen Glieder sind an den Boden gefesselt, hart und hell wie besonnte Felsenpracht. Seine steinernen Kiefern sind klaffend geöffnet, einen breiten Strom mit allen Schiffen schluckt er ein und viele Wagen, die sich ihm auf gewundnen Wegen nähern. Der Dunst seines eignen Atems liegt drückend über ihm.

Die Abendsonne sinkt brennend in diesen Dunst, der sich dicht mit ihrer Röte füllt und den glühnden Tod über die ganze Stadt trägt. Der steinerne Riese bäumt sich ihm entgegen — da verendet die Sonne im grauen Nebel.

Nacht überkleidet das steinerne Gespenst. Millionen Lichter entzünden sich: tausend verdeckte Augen sprühn, hell wird es bis hoch in den Himmel, wie leuchtende Schlangen wälzen sich die Wege der Stadt

entgegen. Das dumpfe Brausen ihrer schlaflosen Pulse hört der große Pan.

Bis weit in die Nacht hört er ihm zu, und sieht zu dem schallenden gereckten Leibe hinüber, aus großen leeren Augen, die starr vor Sehnsucht sind.

Eine Straße schneidet schnurgrade durch den Wald, ein helles Band ist sie ausgespannt, in den lichtlosen Abend hinein. Wo sie ins Dunkle sich verliert, funkelt einsam ein kalter Stern am niedern Himmel.

In flatterndem Kleide geht Beate die Straße lang, mit kurzen, tragenden Schritten. Ihre Arme sind hinter dem Rücken verschränkt, ihre Augen suchen den einsamen Stern.

Büsche ducken sich, schwarz und klein, zuseiten der Straße, in langem Zuge schreiten Bäume hinter ihnen. Springende Bucklige sind die Wacholderbüsche, die zu dem wandernden Mädchen die Böschung hinaufklettern wollen.

Beate geht in der Mitte der Straße, dem einsamen Stern entgegen. Ab und zu flackern weiße Steine am Rande auf. Die Bäume schieben die Büsche fort und nahn heran, einer stolpert und neigt sich den andern zu. Neugierig treten sie näher.

Leicht hebt sich die helle Straße über ihre Füße, die tief zu beiden Seiten stehn. In ihrer Mitte wandert Beate in gleichem Schritt. Über ihr und über den schweren Wipfeln wandern Wolken dem einsamen Sterne zu.

Die Bäume drängen durcheinander — sie haben die Straße erstiegen. Dicht und dunkel engen sie Beates Weg ein. Einer tritt vor; seine langen dünnen Zweige fassen herab und rühren kalt an den Körper des Mädchens.

Beate schrickt zusammen.

Die Zweige weichen dem Winde aus. Die Zweige wachsen ins rötliche Bluten des weißen Lichts. Die Zweige trotzen der Dünne des blauen Himmels: hoch mit rund umher erhobnen dicken Knospen besteckt.

Beate geht darunter: „Du Triefendes: wie wirst Du springen und spritzen! Triefendes Gewächs, in besprenkelter Hülle! Vom Safte klebrig glänzt sie, schwellend in fleischlicher Lust. O Fleischliches! Ihr roten Knospen meiner Brüste, auf blühend von glänzender Haut: wie fühlt Ihr sinnlich, und stoßt durch Adern das Gefühl in mein Gewebe, die sinnliche Lust der Knospen! Ihr kommenden Blüten, Ihr Triefenden von Saft; später versüßt Ihr Euch zur saugenden Hochzeit: Ihr Fleischlichen, Geblähten: ich fühle Euch in mir!"

Beate hebt die Augen, von plötzlichen Tränen blinde, zum Schleier Himmels über Knospen der Buchen und Kastanien: „Verzeiht, verzeiht!" murmelt sie, betroffen.

Beate geht die Straße entlang, bei jedem Schritte bauscht sich ihr leichtes Kleid.

Sie denkt:

„Ich gehe um des Gehens willen. Ich gehe ohne Zweck und Ziel, ich wandre mit Wolken den Fernen zu. Ich gehe ohne Willen und Gedanken. Ich gehe, weil meine schlanken Füße sich regen müssen. Ich gehe, weil mein Wunsch mich rastlos vorwärts trägt. Ich gehe, weil ich gehn muß im eingewurzelten Wandervolk der Bäume. Weil meine Glieder in den Nachtwind tauchen, weil meine Haare fliegen wollen. Es ist, als ob mein Körper sich aus den Kleidern dehnen möchte, daß sie zerstauben und abfallen. Ganz nackt möchte ich durch die Nacht gehn.

Ich gehe, weil mein Leib es will, ich gehe um des Gehens willen."

Beate bog vom Wege in den Wald.

Über ihr verklammern sich die Kronen, rechts und links schwindet der Taumelreigen der Stämme.

„Ist das ein Wandern auf dem weichen Boden! Noch im Dunkel erkenn ich sein fahles Braun. Ich fühle seine Trockenheit und Wärme. Willig biegt er sich unter meine Schritte, aufwellend hebt er sich mir entgegen. Das ist ein andres Gehn als auf der glatten Kälte der harten, klingenden Straße! Leichter und fester sind meine Füße im Walde. Eine andre bin ich im Walde — als wär' ich ein Tier, so schlank und schnell bewegen sich meine Glieder, so spielend sicher. Spähender und größer drängen sich die Blicke unter geweiterten Lidern hervor und stoßen schärfer in wogende Nacht.

Ist das ein Schreiten auf der weichen Erde! Lautlos sinken die Füße ins Moos; die Zehen biegen sich und tasten und wollen in die Erde fassen, spreizen sich und biegen sich wieder.

Auf eine schmale Lichtung haben meine Füße mich gebracht. Buchen, die sich bei den Zweigen faßten, stehn im Kreise, eine wächst hoch über die andern. Dunkel ist es.

Nun stehn meine Füße, erschreckt von Müdigkeit und Ruhe, auf diesem Boden des Waldes. Aus dem Geäst beugt sich Wind und faßt an meinen Leib. Nun recken sich meine Glieder, straffen sich auf und wachsen. Den Kopf biege ich zurück, ich hebe die Arme hoch, Zweigen gleich fassen sie ins kühle Schwarz. Zwischen den Fingern spielt wie in Blättern die Luft. Der Boden ist weich und vertraut unter meinen Sohlen, als nähme er sie auf. Fest werden sie und erdig schwer, ich kann sie nicht lösen. Ich will es nicht. Sie wurzelten mich ein. Laub meiner Haare weht. Luft quillt in meine Rinde. Ihr Bäume um mich her, ich bin wie Ihr — !"

„Ich komme zu Euch. Es treibt mich, als ob Wind mich zu Euch drängte. Drüben aus dem Walde, der mir entgegen hierher gereckt ist, kommt Wind über die Brücke dunklen Feldes, kommt Wind grei-

fend unter den schwarzen Zweigen, mich zu Euch zu pressen. Ihr rauschenden Bäume alle! Ich bin wie Ihr."

Aus dem Walde drüben kommt der Wind. In kurzen Stößen greift er an Stirn, Haar und Nacken, zerrt und reißt an ihrem Rocke, wirbelt wieder das Kleid von ihren Beinen hoch. Sie senkt den Kopf, unter grauer Masse, zu der über ihr die Wolken verwuchsen. Gehorsam faßt sie an und zieht sich aus.

Nun nackt, und ihre Schläfen brennen. Rund wollüstig berieselt sie der Wind, tummelt sich in den kleinsten Zweigen und wirft Tropfen dunkler Worte, Stoß für Stoß, in ihr Herz. Hände der Nacht über gefühlte Haut auf ihren Schulterblättern; und Beate dreht den vom eignen Blute schweren Kopf. Millionen Augenblicke der Nacht stier in die Senkungen ihres Rückens, kreuz und quer über ihre Hüften; und das Blut in ihren Schläfen erschrickt.

Ihre Hände springen im Dunkeln, müssen ihr eignes Haar zerren. Liebe wird in ihrem Herzen, schwellt es, sprengt die Lippen. „Mein Bruder" spricht sie an einem Stamme auf. Sausend fällt in ihr Hirn: „Ihr rauschenden Bäume alle!" Dicht duckt sie sich an den Stamm, reibt die Brüste über die Rinde, schreit zurückgeworfnen Kopfes, mit gespaltnen Lippen: „mein Gatte!"

Sie preßt den Stamm, mit schwankenden Händen, höher und tiefer, sie taumelt, drängt ermüdete Kniee und gleitet ins Moos.

Der große Pan kam langsam aus dem andern Walde und hockt beschattend neben ihr.

„Du botest Deinen Leib dem Winde, fremdes Mädchen. Kennst Du den großen Pan? Tau glättet Deine glatte Haut. Trockne Nadeln wirrten sich in Dein blondes Haar. Trockne Kräuter scharren an Deinem weißen Bauche. Dein Atem füllt Nachtluft in jede schlafende Ader Deiner Brust. Fühlst Du, daß der große Pan bei Dir ist?"

Beate lächelt im Traume und bewegt schwach die Hand. Von schmerzender Liebe ist ihr Herz voll: o Ihr rauschenden Bäume alle!

Pan klagt, verdunkelten Gesichts, ihre geschlossenen Augen beschattend: „Der große Pan ist tot, wenn er nicht geliebt wird! Lebst Du, daß Deine Augen gesegnet sind, ihn liebend zu sehn?" Stammelnd klagt Pan: „Der große Pan ist tot. Rette ihn! Du wirst ihn lieben, fremdes Mädchen" — bittet er, droht er.

Heller zerfließen die Wolken, den von Nässe glimmenden Wald überkommt Morgenlicht, die Bäume heben sich. Beate weiß nicht, daß ihr Gesicht Licht versammelt. Der große Pan drückt sein Gesicht auf ihrs und streichelt mit der Zunge ihre Brauen.

Aber plötzlich lauscht er auf — und kniet — springt auf und verschwindet zwischen den Stämmen. Er hörte tappende Schritte.

Als die Bäume sich eben der Nacht enthoben, sind aus dem hellen Haus am Walde, das Beates Heimat ist, drei Frauen gekommen. Sie zogen das Gitter hinter sich zu; erst zögerten sie, dann drängten sie sich aneinander und gingen durch den dämmernden Wald. Sie hoben sorgsam den Kleidersaum ein wenig vom nassen Boden. Von Zeit zu Zeit riefen sie halblaut mit ängstlicher Stimme „Beate — Beate, Beate!" nach rechts und links, und warteten mit ängstlichen Augen. Aber keine Antwort kam aus dem Dunkel, das sich allmählich löste.

So wandern sie zu Dreien durch den Wald, mit kurzen, unruhigen Schritten. Sie zittern in der ungewohnten Kühle. Kaum wagen sie, die Füße auf den Boden zu setzen; wenn kleine Zweige zerbrechen, zucken sie zusammen. Sie waren es, die der große Pan hörte.
Einen schlafenden Menschen finden sie auf ihrem Wege. Und es ist ihre Schwester.

Heiß schießt jähe Röte auf ihre gesenkten Stirnen. Ohne Atem sind alle drei. Eine nimmt das blaue Tuch von ihren Schultern und deckt es abgewendet über die fast Entblößte.

Mild überredend drängen die Schwestern:

„Nie bist Du bei uns, Beate, Tag und Nacht gehst Du im Walde, ohne Hut und in leichten Kleidern. Immer nur laufen. Was nützt Dein zielloses Wandern, geh mit uns spazieren, Beate, und ist bei uns nicht Wichtigeres für Dich zu tun?“

Beate sagt, daß sie nichts Wichtigeres kenne, als im Walde zu sein; aber die Schwestern sprechen weiter auf sie ein, eine streichelt ihr Schulter und Schläfe. Sie empfiehlt ihr gemeinsame Arbeit im Hause, Bücher und andre Dinge, die warten. „Du wanderst nur und siehst und genießest — untätig bist Du, Beate!“

Beate schüttelt den Kopf. „Aber es ist doch Eifer und Tätigkeit, Wind und die Vögel zu hören, Laub und die Wolken zu sehn! Nein, ich bin nicht müßig!“

Jedoch die Schwestern heben schweigend die Schultern.

Beate geht von den Schwestern weg und denkt beglückt: „Ja, ich gehe müßig.

Aber wie tätig bin ich doch! Ich beschließe, die Hände unter den Nacken zu kreuzen. Ich rücke mich, mehr Wärme auf Hals und Lippen zu lassen. Ich richte die Augen auf eine eilig stelzende Spinne.

Wenn ich mich nicht rege, kreist noch das Blut in mir. Es ist wichtig, das zu spüren. Ich fühle meine Haut. Mein Herz schlägt überstark. Eine Sehne am Knie beginnt zu zucken. Was begibt sich nicht, was tu ich nicht alles!

Ich liege, fruchtbar bis in die Tiefen wie der durchwärmte Boden unter mir. Ich atme tief, wie diese Kastanie mit allen Blättern. Ich lasse mein Haar. Licht engt mich ein, wie es die weiten Felder klein macht. Wie heftig treibe ich doch mein Leben!

Ich bin stolz auf mein müßiges Gehn, und will es vollenden. Schon diese allzuklaren Gedanken sind ein leichter Verrat am Leben meines blühenden Leibes. Ich will wieder in seine Wärme versinken. Mein Blut strömt.“

Beates Fenster brannte, als sie zurückgekehrt war, licht über das dunkle Land. Ein weißer Schein stand freudig dem großen Pan gegenüber; ein Viereck warmen Strömens stand aus der Nacht erhoben. Die drei riesigen Fichten rauschten gegen die unerschütterte Helle. Nachtfalter flogen und sie blieb ungetrübt. Wind vermochte nicht den durchhellten Vorhang zu blähn. In Wellen stauten sich die Felder zum hellen Fenster auf, das Himmelsnacht in großem nahem Bogen überhing. Allgegenwärtig sah das helle Fenster auf das unter ihm dicht versammelte, hin und her mit seinem Licht beworfne Land.

Mit jähem Griff erlosch das Fenster. Und im Dunkel warf sich Pan, ruhelos erzürnt. Weitere Kreise flatterten ziellos die Fledermäuse. Zerstreut unter den Wolkengruppen, hilflos versprengt ins Dunkel fiel das Land auseinander. Bäume strebten einsam erkaltet. Hügel erschraken vor der Leere des Äthers. Kalt und grauenvoll eingesunken floß die Ebene ab. Dumpf erblindet lag das Land um das dunkel verlorene Fenster.

Beate geht zu Bett.

„Nachts das Fenster geöffnet, weiter nichts. Es scheint ein Mond zu scheinen, und ich liege beglückt, daß ich ihn nicht sehe. So ist das Fenster auf einer Wanderung durch das Meer, ein Meer zwischen Weiß und Blau. Und auf dem Meere der Nacht, hörbar irgendwo, geistert ein Funke Tau. Schwankend ist die Mondnacht, so sicher bin ich.

Mein langes Hemd, ein Streifen Mondlicht. Meine sanft gewölbten Schenkel, berauscht darunter, aus Schaum zu Haut geronnener Mond. Wie lang ich liege, und wie lange schon. Schwer lief das Mondlicht in Fläche und Spitzen meiner blaß gebognen Hände zusammen, die ich vor vielen Nächten unter die blonden Haare verschlang. Ich weiß es noch; aber werd ich die schweren, die erfüllten je wieder öffnen, hervorziehn, spreizen und vor mich heben?

Das Fenster geöffnet, und weiter nichts. Aber durch dieses Fenster dringt Atem ein — was singen die Gardinen! Und monden liegt das Holz beschienen, gestorbnes Holz, lang, nackt und hell wie meine Glieder. Ich lächle hin auf die Dielen. Von Augen und Lippen werf ich mich Mondene lang auf das Holz. Und listig beginnen die beiden Fenster zu schielen."

Da schwankt das Bett, das sich mit Mondlicht übernommen hat, und wird vom Monde übernommen. Beate lächelt noch, und wird von einem bläulich übersprühten, weiß übernetzten Boote auf eine Wanderung getragen zwischen Weiß und Blau. Sie bietet geschloßne Augen hin. „O Glück meines ruhevoll im Mondmeer schaukelnden Bettes!" Sie liegt, und läßt sich durch die Nacht zu einem schmerzenden Strudel stauende Fenster heben. „In wessen Atem? In wessen Schein, in wessen Hände? Dahin mich raffend, ich Geraffte. Stürz ich, ins Mondlicht unter Monde?"

Da schrickt sie auf. — Nachts das Fenster geöffnet, und weiter nichts! Und es regt sich nichts. Sprühen, blaufunkelnd durch das Weiße,

das sie erwartet, bleibt aus. Unverändert über Wälder, Rasen, Fensterbank und Diele gestaut steht Nacht, lebloser Schein, ihr gegenüber, um sie, in ihr — und auf sie ein! Beate ist zu selig, um zu schrein. Aber sie zwingt ihre Glieder nicht, weiter zu ruhn. Ihr Blut will tun. Sie spürt den Riß, wie sie die Schultern und Hüften vom mondenen Leinen trennt. Die Kühle brennt. Ihre Sohlen, schreckhaft gerundet, fassen den Boden an: die kühle Diele unter ihren nackten Füßen — hatte sie denn erwartet, daß sie haften würde? Es drängt ins Zimmer und hinaus. Die Welt geschieht draußen. Starr. Rasen liegt, dem strömenden Monde, dem unsichtbaren, hingegeben. Beate will das sehn, und taumelt, weiß angerührt und überkühlt, dem Fenster entgegen. Sie hält sich, die in Mond und Fülle Hingerißne, am Fensterkreuz. Es drängt sie, und sie drängt. Am Fenster hält sie sich, zwischen dem aufgefangnen und dem verströmten Monde; auf langem Holz der Diele glaubt sie zu gleiten, geflößt in die Nacht; und draußen legt sich Nacht in regungslosen Mond. Knirscht das Fensterkreuz? „Nachts doch, und das Fenster geöffnet — und weiter nichts!?"

Beate singt vom großen Pan:

„Wild bin ich durch den Wald gesprungen,
ohne zu hören, ohne zu sehn.
Einmal blieb ich beklommen stehn –
rufend ist ein Rauschen erklungen.

Seit es durch die Wipfel schwebte,
ist mir alle Welt verwandelt:
alles fühlt und denkt und handelt –
lebend ist das Unbelebte!“

Herden von Waldmenschen trotten neben allen Wegen, drängen sich, kreuzen plump ihre Schritte. Wackelnde Schenkel verstricken sich in Eppich oder Wachholder, aber die breiten Sohlen und schweren Hufe taumeln weiter, den Bäuchen voran oder langsamer als die schaukelnden Leiber.

Am späten Nachmittage hatte sich der große Pan unter sie gemengt, zweien die Hände um die Hälse gelegt, daß sie ihn stützten und er sie führte. Schlank und verwahrlost, faul zurückgebogen, schritt er zwischen ihren nach vorn fallenden Körpern, ein belaubter schmaler Prinz zwischen traurig bemoosten Eseln, und rückte laute Gelächter aus dem Halse, trotzdem er sich nach Schwere, Bedrücktheit und dickem Fell eben gesehnt hatte.

Als es ihn langweilte und er seine Zeiten sich zum Abend spannen fühlte, warf er ihre Schädel gegeneinander, war mit einem Ausholen verschwunden; und die Haselzweige bogen sich in Schlägen wieder zusammen.

Er sprang vorüber an Beate, die traumstarr vor sich blickend den Weg verließ. Aber nun dehnt und drängt sie ihre Brüste in die Nacht, hebt die bleiche Fläche ihres Gesichts zur Feuchte der verlornen Wolken und Wipfel, dreht die Blicke auf die Brüstungen der Tannen.

Das Waldvolk wimmelt an sie heran. Braune Gestalten begleiten seitlich ihren Weg, treten dumpf ihren das weiße Kleid vorspannenden Knieen näher, und nähern Klauen aus dem Loche der Nacht auf ihren Leib. Doch sie wimmeln zu weit voran oder bleiben zurück, ohne daß Beate den gewohnten Schritt ihrer Wanderungen beschleunigen muß; sie achtet nicht, wie ungeschickte Griffe sie verfehlen, und daß nur einer ihr weißes Kleid zerreißt. Ihr Gesicht bleibt unter die dichte Tiefe dunklen Himmels bleich verzückt. Sie geht im weißen Kleide durch das plumpe schweigende Getümmel der niedern Waldwesen, ungegriffen, im Gefühl einer steilen weißen Flamme, die sich über vertraut fühlenden Boden bewegt, im reinen Leben eines weißen Scheines.

Beate hält die Brauen gesenkt, spricht vor sich hin:
„Der Fall der Sterne, bogenhaft, im Gewölbe der Nacht. Grade ihr Flimmern ist tröstlich, Frieden bringt ihre Unruhe. Wären sie still, würden sie eiskalte Dolchstöße in mein Herz sein, sich selber schleudernd. In mein Fleisch. In mein Gehirn.

In mein Gehirn. Dunkel von Nacht umflogen, was will es unter den Sternen? Es ist das Meer, in das die Ströme münden. Es ist das Meer, das in die Ströme widerstößt. Es ist gelockert in der Nacht. Ruderstößen in seinen Furchen und Windungen folge ich.

Tags — wie war es? Vertraulich lag ich, in zufälliger Stellung, gefällig auf einen Grabenrand gelagert, und sah meinem Geliebten zu, dem Kiefernwipfel. Vom Winde gerundet war er, geworfen seine Erscheinung gegen den grauen Himmel. Von abgelösten, verrieselten Stößen Windes gefurcht seine runde Kuppel. Büschlich verzottelt, Windungen in Windungen umgreifend — wohin?

Ah was — kannte ich das nicht; so hatte ich mein Hirn gesehn! Glatt gewölbt bevor den Stürmen; locker von Tag und Nacht; und wie, in Schreck und Liebe, sah ich die Windungen laufen und sich wirren!

Da sprang ich auf. Da keuchte ich und stand verstört. Da veratmete ich beseligt. Mein Geliebter, Kiefernwipfel, zusammengehalten unter Senkung der Wolken — Du mein Gehirn —?!

O Schönheit grauen Himmels, rund im Wolkenbausch: o von Windungen zerteilte Wolkenfetzen; o graue Rinde Himmels über Erden! Jetzt in der Nacht: ich seh den Kiefernwipfel nicht. Ich seh die Wolken nicht, ich sehe nichts. Der Wind ist weg. Ist Ruhe? Beginnt mein Hirn zu kreisen. Weich die Haut meiner Schläfen fühl ich; träumte, daß Schleier flogen. Poren wachsen in der Nacht. Was ist Nacht? Wo? Öffnen sich Poren, unter zitternden Haarwurzeln. Weit in Nacht ströme ich. Raum ist erfüllt von mir. Mein Gehirn schwillt außer mir, weitet sich in Raum, rundet sich in Nacht weit hinter die Sterne.

Kometen ziehn in seinen Furchen, Sterne tanzen, Planeten funkeln in den Windungen. Getrübt des Orions Glanz, das Flimmern ausgelöscht, entfernt die Sterne. Nacht ist voll. Geliebte, Nacht! Ist mein Hirn die Nacht, dem Leib entwachsen. Meine Knochen könnten klappern. Ich bin Raum. Trunken in sich selber, weit um meinen Leib entronnen, schwankt und kreist mein Hirn. Nacht, mein Gehirn. Ich selbst die Nacht. O Nacht, Geliebte!"

So lag Beate den ganzen Tag: fast unbeweglich auf bräunlichem Moose ihr weißer Leib, auf Kissen aus trocknen Nadeln toter Jahre die Wonne der Schenkel. Ihre Brüste stießen atmend in die junge Luft — gesättigt mit Sonne war die Luft dieses flimmernden Tages! Zitternd rieselte Sonnenluft um ihre Brüste, die voll rieselnden Blutes standen. Wartend rann ihr Blut, im Leibe umher, drängte zur Krume der Erde und dehnte die seligen Glieder.

Als die Augen geschlossen waren vor lauter Licht — aber sie ahnten die spitzen Zweige über dem Kopfe auf und nieder steigen in den Windwellen des Sonnenmeers — kühlte ein Schatten das durchleuchtete Lid, glitt über die Stirn. Eine Blüte war in Beatens blondes Haar gefallen; und andre fielen. In weißes Licht lag sie gekleidet. Bewarf sie mit dem Brautkranz der große Pan?

So hatte Beate gelegen, fast unbeweglich, den ganzen Tag. Nun taucht der Mond in die Frühsommernacht.

Viele Bäume haben sich um das kleine Wasser gestellt, ihre Bilder wohnen auf seiner klaren Fläche. In der Mitte liegt, ganz leise zitternd, die feuchte Scheibe des gelben Mondes. Vom Grunde staunen braunrote Blätter, ein dichter Wald von Pflanzen, zum Spiegel auf. Der dunkle Kopf einer Ente erglänzt.

Auf bleiches Moos und Gras am Rande treten Beates nackte Füße. Ihr helles Kleid liegt fern unter einer Tanne, sie hebt den befreiten Leib in die zärtliche Luft. Zum Tanze biegt sie die Glieder, wiegt sie sich in den Hüften.

Froh und ein Kind wird Beate. Spielend streckt sie vorsichtig die Zehen ins Wasser. Kleine Kreise laufen über die zerrinnende Fläche. Mit wilden Flügelschlägen steigt die gestörte Ente auf und zieht quarrend in die Nacht. Lächelnd und sich neigend grüßt Beate hinter ihr her. — Seltsam hell ist diese Nacht voll geisterhafter Klarheit, und bis zum Himmel mit fließendem Silber gefüllt. Verzaubert ist alles, was ihre Güte umfangen hält.

Seltsam still ist diese Nacht voll Schweigen, das sich zu Lauten formen will. So wartende Unrast ist dieses Schweigen, daß Beate sich vorbeugt und horcht — Seltsam still ist diese Nacht, nur manchmal kommt ein tiefes Glucksen aus dem Wasser und ein verwehter Ton aus den Zweigen.

Ein samtnes Tuch ist der Himmel über dieser Nacht. Schwach und dünn ruhn die Sterne, die müde sind von allen Wundern dieser Nacht. Nur das Licht des Mondes sinkt vom Himmel — doch alles ist trunken von seiner Fülle und steht versunken betend.

Beate hat ihre Glieder ins Wasser gelegt. Wie weich sein dunkler Glanz sie verlangte! Wie es emporschlug und sie nahm! Eine Scheu läßt sie im Wasser sich still halten, und es erwartet ihre Seele.

In der Nähe hört sie Zweige brechen, Hartes an Stämme schlagen—: in voller Flucht jagt ein Rehbock vorbei, dumpf dröhnt der Boden unter seinen Läufen. Beate steigt aus dem Wasser, erstaunt, erschreckt sieht sie ihm nach.

Hinter ihm trabt der große Pan, und bleibt stehn, wie er das Mädchen findet. Dann kommt er näher und sieht sie aus großen Augen an. Er streckt die Hand nach ihr aus.

Wie zittert sie doch! Wie schlägt doch ihr Herz!

Der volle Mond zögert über dem Walde.

Auf einer kleinen Lichtung wächst rostgelbes Gras. Sie ist von schmalen Schattenstreifen hoher Tannen umgrenzt, ihre Mitte überdeckt in hellem Kreise das Licht des Mondes. Nichts ist auf ihr als Gras und Licht. Sie schläft im kühlen Frieden der Sommernacht.

Zu dieser Lichtung führte der große Pan Beate. Sie schwiegen und küßten sich.

Auf rostgelbem Grase liegt Beate mit geschloßnen Augen. Ihr bebender Leib fühlt die Glieder des großen Pan, ihr Herz schwillt ihm entgegen. Willig unterliegt sie seinen Küssen. Ihre Lippen sind geöffnet und biegen sich wie am Rande eines runden Glases. Alle ihre Sinne trinken. Was sonst lebte, versank in dieser Nacht, und nur den großen Pan fühlt ihre Seele. Es strömt in ihre offne Seele.

Stunde auf Stunde vergeht. Der große Pan faßt ihren Schoß und ihre Hände, der große Pan küßt ihre Lippen, ihre Brüste zittern vor seiner Nähe. „Nah bist Du mir, vertraut, wie nie mir eins in meinem Leben war!"

Rings schweigt der Wald; nicht einer der ausgebreiteten Äste wagt zu rauschen. Dunkle Augen spähn aus den Zweigen, Köpfe heben sich aus den Büschen, aber nicht eine Stimme wird laut.

Stunde und Stunde vergeht. Überm Gewühl der Stämme zieht matte Helle den Himmel hinauf. Auf gelbem Grase liegen die beiden und nehmen.

Umher schweigt der Wald. Der große Pan küßt ein Menschenmädchen.

Schon steht die Sonne höher als die höchsten Bäume, aber die Wurzeln und der Grund warten noch in feuchtem Dunste. Nur die vollen Kronen sind braungolden beleuchtet vom jungen Licht. Eines frühwachen Vogels Stimme singt aus ihnen auf.

Weiß schimmert etwas aus dem schwachen Gedämmer des einsamen Waldes: Beates loses Kleid. Hinter den Stämmen verschwindet es, taucht langsam heller wieder auf und wandert.

Vom gelichteten Waldrand löst es sich und gleitet aufs noch glanzlos müde Grün verhüllter Wesen. Langsam geht Beate, als wolle jeder Schritt sich wieder zum Walde kehren. In seliger Müdigkeit hält sie den Kopf gesenkt. Unter ihren Blicken schwimmt der Boden fort, die breiten Halme, die der Tau zu Boden zog, gewundne Gräser, an deren Spitzen Tropfen stehn, die braunen Zweige. Fremd und müde hängen ihre Hände, als gehörten sie ihr nicht zu, müde und wunschlos ist ihr Leib. Die matten Füße gehn in ruhigem Traume den vertrauten Weg über die Wiese zum hellen Haus am Walde. „Wie still ich bin", denkt Beate, „wie selig!"

Über das Dach hat schon die Sonne die erste Hitze gestülpt. Vor dem Garten hält Beate an, ihre zitternde Hand verfehlt die Klinke. Dann öffnet sie, die eiserne Klinke ist feucht von Tau. Beate erschrickt, wie ihr Schuh auf das Ziegelpflaster des Weges schlägt.

Seltsam erscheint ihr das Zimmer — ist das der Raum, in dem sie wohnt, dessen Luft getränkt ist mit ihrem Atem? Sind das die Dinge, die ihre Hände und Kleider täglich berühren? Verwundert steht sie in der Mitte und sieht sich um.

Im Spiegel sieht sie ihr zerzaustes Haar. Sie tritt der Wand näher, vergrämt sehn helle Augen sie aus dem Glase an. Die Hände, die sie zur Brust gehoben hatte, sinken am Körper nieder. In der Scheibe steht eine schlanke Frau im weißen Kleide.

Beate hebt die Arme langsam wieder hoch. Ihre Finger spannen sich, tasten am Gürtel, finden das Schloß und öffnen es. Hart schlägt

der Gürtel auf die Holzdiele. Sie zögern am Nacken und lösen einen Haken nach dem andern, das Kleid gleitet zu Boden. Still legt Beate die Kleider ab, langsam, Stück für Stück; ihre Augen bleiben am Spiegel.

Wieder erschlaffen die Hände. Nackt steht sie vor der glänzenden Scheibe und staunt auf ihren nackten Leib, den kaum der Atem leise regt.

Sie staunt und steht und staunt, selig erschrocken.

In breitem Zuge stauten sich Sonnenstrahlen durch die verhängten Fenster.

Beate warf aus böser Unruhe eine Quaste gegen den Spiegel, blendete ihn mit Puder und trat zurück zwischen Spiegel und Zimmer. „Ich brauche dich nicht" denkt sie, aufgerichtet, „brauche nicht Bild und Spiegel, und nicht zu sehn. Wenn ich mich über das Wasser beuge, erschrecke ich, mich selbst zu sehn. Aber wenn meine Hände vor mir auftauchen, verbrenne ich vor Liebe zu ihnen. Und wenn ich einmal mein Knie bemerke —"

Sie bricht ab, in schauernd aufbrausender Erinnerung an die selige Ruhe ihres blassen hageren Fußes und den gestreckten Lauf ihrer hart gerundeten Schenkelmuskeln. „Ist dies mein", denkt sie, „diese Knöchel und die Spannung der Haut über meinen kindlichen Unterarm, oder bin ich dies? Weh, ich zerfalle, wenn ich mich sehe —

Aber ich brauche mich nicht zu sehn. Immer kenne ich, ohne sie zu befühlen, die Einsenkung meiner Schläfe wie die Buckelung meiner blonden Stirn. Nie vergesse ich zu fühlen, wie mein festes Kinn von beiden Wangen spitz zuläuft. Im Gehen fühle ich den immer gleichen Abfall meiner schmalen Achseln vom Halse her; und manchmal fühle ich ein Gesicht, wie die Schulterblätter sich warm vorkrümmen."

Beate macht einen kurzen Schritt, und wiegt das lebendige Gewicht ihres senkrechten Leibes auf die vorgesetzte Sohle, deren Gefühl und Bewegung sie, hebend und pressend, an Boden und den tragenden Fuß verteilt. Auf atmet sie: „O, in die Luft geboren. O mütterliches Gefühl für meinen eignen Leib. O Neigung meiner selbstbewußten Gelenke, und flüchtige Liebe zur warmen Glätte meiner Haut. O daß ich meine Augen, von denen ich weiß, wie aufgesprengt sie vor der Umwelt sind, nicht küssen kann; nicht küssen, wenn die Lider langsam ihre weite Strahlung abengen. O Grüße, die meine silbernen Finger streichelnd dem geneigten Halse spenden. Ich fühle es, wie ich, Spielerin meiner selbst, im Wagen mit gesammelter Bewegung aufstand und rasch die Treppe zum weißen Hause anstieg, rasch in jedem Schritt verweilend, und in die dunkle Tür mich hob. O beglücktes Wissen um

meine lebenden, geformten Glieder. Als ich am Halse meines Pferdes unter der glatten Haut die Ader schlagen sah: als ich die schlanke Biegung der Narzissenstengel fühlte: o wie liebte ich den mir vertrauten Leib!“

Im Garten haben die Vögel gesungen. Am frühen Morgen haben sie die Schnäbel ins Licht gerückt, dann fing es an: unaufhörlich wirbelten ihre Lieder ineinander. Einer saß vor Beates Fenster, seine Stimme war heller als die der andern. Aber plötzlich war er still, drehte unruhig den Hals hin und her und horchte.

Vom Walde kam ein Klingen, leise wie fernes Sausen wankender Wipfel, und wurde laut wie kreisender Wind. Das kleine Zirpen rastloser Grillen war es, und wurde flutender Gesang der Nachtigall. Der Vogel flog von Beatens Fenster auf und verlor sich steigend ins Blaue. Vom Walde kam das Klingen an den nackten Stämmen des Waldrandes vorbei. Es glitt über die Wiesen und beugte das glänzende Gras. Es kam zum Garten und umlauerte das Haus, wärmer preßte sich Sonne an die hellen Mauern.

Beate steht zwischen Spiegel und Fenster.

„Das ist die Flöte des großen Pan. Grillengezirp und Lerchengesang, Wispern der Blätter und Knistern der Zweige, Waldesrauschen und Wolkenreigen. Auch die Menschenstimme ist darin. Aber keine Stimme, keine Geige und keine Flöte jubelt und weint wie die Flöte des großen Pan. Eins ist in ihrem Klingen, das über allen Tönen ist und alle stärker und reicher umfaßt.

Ich höre Sehnsucht, die Glück wurde. Lachen, so selig, daß sich mit ihm das Weinen einte. Ich höre jauchzendes, schluchzendes Glück.

Herrlich, herrlich singt die Flöte des großen Pan in Menschenohren."

Beate verschlingt die Finger im Nacken, und preßt sie ins blonde Haar. Ihr nackter Leib hebt sich und beugt sich zurück. — —

Alle Vögel schweigen, ruhig liegt der Wind. Über sonnige Wiesen klingt die Flöte des großen Pan von Wald zu Wald. Von allen Seiten dringt sie um das helle Haus. Als die Sonne aus dem Morgengewölk stieg, ging der große Pan umher und spielte, und spielte, als sie am Mittag stand. Die endlose Weite des stillen Nachmittags füllte der trunkne Klang, überall hörte Beate die Flöte des großen Pan.

Über die steigende Wiese hinter dem Hause ragt schmal eine dunkelblaue Wolke aus blasser Höhe. Der rote Schein der niedrigen Abendsonne verhüllt die Wiese. Im feuchten Schatten der Wolke, nah am Walde, sitzt der große Pan, die Flöte am Munde. Noch durch wachsendes Dunkel klingt sie zum Hause hinüber.

Den langen Tag hindurch klang sie, sonnauf und sonnunter.

Unter den Sternen noch wandert der große Pan, drückt die Flöte an den Mund und spielt.

Am einsamen Walde steht das helle Haus.
Über die schmalen Wege des Gartens ging der große Pan, steht am blitzenden Fenster und sieht hinein.

Über seine straffen Schultern strömt breiter Mittag durch die Scheiben und taumelt durch das dunstige Zimmer. In seiner Glut wirbeln in steigender Säule die zarten Farben winziger Stäubchen.

Still ist es. Nur die große Uhr tickt in der Tiefe eines dumpfen Schattens.

Und am Fenster surrt etwas aus einer Ecke in die andre hin und her. Dann schweigt es einen Augenblick — nur die Uhr tickt, nur die Stäubchen schwimmen auf und nieder. Wieder surrt es: ein Nachtschmetterling schlägt die dünnen Flügel an die Fäden der Gardine und flattert in irrer Verzweiflung daran hin. Seine feinen Füße biegen sich fest, das Sonnenlicht dringt durch die zitternden Flügel.

Der große Pan sieht seiner Qual zu.

— — — — — — — — — — — —

Die flimmernde Säule von glänzendem Staub ist erloschen. Die Sonne ist weiter gegangen, und aufbrennend in den Dunst des Horizonts gesunken; ihre letzten Strahlen sammelte zu roter Glut die Scheibe. Der Nachtfalter liegt wie Schmutz auf der Diele, die entstäubten Flügel zusammengeklappt. Das kurze Ticken der Uhr zersägt die Stille. Am Fenster steht der große Pan und starrt hinein.

Da kommt Beate eilig ins Zimmer, heiß vom Laufen, den Hut in der Hand. Wie sie ans Fenster will, zertritt sie den knackenden Schmetterling. Erschrocken zieht sie den Fuß zurück, und sieht auf die Scheibe und dem großen Pan ins Gesicht:

„Auch das liebe ich an Dir, großer Pan, dennoch — !"

Beate wirft sich in langen Stößen durch das kalte Wasser.

„Wenn es heiß ist, hasse ich meinen Leib. Nicht seine eigne Glut im Blut und in den Muskeln, die ich täglich heftiger liebe. Aber diese angepreßte, bedrängende Hitze! wie hasse ich sie, die meine kühle reine Haut heiß und klebrig macht. Es ist nicht menschlich, doch so bürgerlich, zu schwitzen! Mich zu entmenschen, wenigstens vertiere ich mich!" Sie wirft sich herum, erfaßt vom Abstrom einer kalten Quelle, und drängt sich weiter.

„Atmend hier, schwebend hier, lebend hier mein Leib; in der dichteren Umschließung, als sie die Luft vermag, seliger versichert seines Seins. Ich hebe, indessen der andre einen reicheren Bogen laufenden Wassers umfaßt, den einen Arm steil aus der abrinnenden Flut; er ist rund gebräunt, wächst ins Licht, und ist schöner als alles, was ich weiß."

Sie kehrt sich auf den Rücken, und läßt sich, mit leichten Lenkungen steuernd, vom Wasser treiben. Schläge von Sonne fallen über die Fläche. Wo sie den Schatten weichen, ersteigen unterm laugigen Grün des Wassers eisblaue steif gereckte Pflanzen. Über ungerodete Urwälder pygmäischer Bäume, über kalte zerfaserte Pyramiden, fest im Schlamm verwachsne grade Tiere gleitet Beates lau und trüb umspülter Leib. „Wellen unter mir", denkt sie erschauernd, „erstarrtes Chaos, nach den Gesetzen geformte, straffe, steigende, grüne Leiber. Klein unterm Wasser durch diese Wälder zu gehn, ohne Not des Atmens; durch diese Wirrnis schuppig sich zu winden, ohne die Pflanzen zu stoßen —!

Wie fühle ich, während der gleichen Stöße meiner Arme, das schweigende Leben unter mir in seiner brutalen Fülle, dem harmonischen tückischen Schweigen — und steht und rinnt das Wasser herum wie um meinen warmen, geschloßnen, arbeitenden Leib, die sanfte Kraft meiner Schenkel und Finger —"

Zum Himmel kehren sich ihre Augen aus der Flut. Er ist rund, hell, von kleinen Wolken befleckt. Aber zwischen kreiselndem Wasser und

der Neigung des Horizontes zieht ein Schwan auf sie zu. Traumergriffen fühlt Beate ihren kleinen umschloßnen Kopf in der Wasserweite, unter dem Himmel — weit sind die Wälder am Rande gebogen. Groß naht das Tier, ruhig heranwachsend. Wütend wird es schnarren und fauchen, wenn es heran ist, die Flügel spreizen und auf den Kreise werfenden Menschenleib — ach, ist es nicht ihr Leib? — den tückisch gesenkten Schnabel hacken. Ein feuchter Schwindel überschauert Beates Stirn. Sie ist nicht Tier genug hierfür; hilflos im sonst beherrschten, geliebten Wasser dem fest gebäumten Tier gegenüber. Nichts wird ihr bleiben, als den drohend genäherten Hals des Schwanes zu erwürgen — aber wird er nicht dennoch stärker sein? Sie fühlt schon in gekrampften Händen, die schwächer das Wasser teilen, die nassen Federn, die grauenhafte Windung der langen Muskeln; zitternd lösen sich schon die Hände, die greifen und klammern werden. Vor Beate, der Übelkeit die Eingeweide wendet, stehn die schwarzen Augenknöpfe seitlich des Schnabels, über gesträubtem Gefieder. Sie wirbelt; „was ist doch mein Leib" denkt sie —

Der Schwan bog ferne ab. Beate sieht unter dem glatten Gleiten seines Leibes die schwankenden Grimassen seiner plumpen Füße. Jähes Mitleid mit sich und dem Tiere verwirrt sie: doch ehe sie die Klarheit des gewölbten Nachmittags über sich ruhn fühlt und ihrem Weg, dem Wasser, sich erlöst vertrauen kann, ist sie über eine Untiefe abgekommen. Sumpfpflanzen streichen mit dicken Spitzen ihren Bauch. Algen ziehn sich kalt und schleimig über ihre Schultern. Grell aufschreiend wirft sie sich aus der Bindung, die Stengel wild zerreißend, und strebt hastig in die breite Mitte des Sees hinaus, in die Einsamkeit des über Ätherstufen wechselnd fallenden Lichts, die runden Wälder fern geweitet zu sehn. Ihre Achseln krampfen sich, ihre Stirn zuckt, bis sie ruhiger atmet und müde wird.

Beate sitzt im Kahn. Sie weiß nicht, was sie tun soll. Sie führt ihn in die strömende Mitte, daß er mühevoll und überglastet schwebt, und zurück ans Ufer in die Schatten. Sie läßt ihn treiben. Sie versetzt ihn ins Schaukeln. Langsam beruhigt er sich, da streckt sie sich lang, faltet die Hände unters Haar und schließt die Augen. Sie öffnet sie wieder. Rasch setzt sie sich wieder auf. Sie starrt ins Wasser, bis sie die Augen wieder schließt. Hinter gehobnen und gesenkten Lidern strömt durch ihr Hirn eine andre Flut:

„O Barsches, freundlich Hartes im morgendlichen Wasser, im Gusse über die Form der Stirn! O Reines, Reines! Willig vertiefen sich die Schläfen ins Rieselnde, fremd und anteilnehmend, beweglich im Bewegten. Und mit geschloßnen Augen weiß ich, wie Wasser glitzert. Das Vertraute und Bleibende, dem ich Fremde und Bleibende, ich Teilnehmende, mich vertraue! Ich Andre, Bleibende, die darum nur, damit nur — teilnehmen nur kann!

Einen Wasserläufer seh ich die eckigen Füße über die Fläche hin vervielfältigen. Ich weiß nicht, warum er mich beglückt, mich über das heiße spiegelnde Wasser Gebeugte. Er ist zwischen mir und der grünlichen Fläche, dem mittäglich geschmolznen Metall. Warum Metall?

Dem Wasser, dem Wasser, Wasser, Wasser!

Ich runde den Mund und singe: Opalne Libellen! Irrsinnige Geflügelte! Tanzt Ihr, oder schwankt Luft um uns? Ihr Gestalten der Wärme, die mich umkreist, blau blendet Ihr mich, scharfe Flocken lichtes Leben, und grün! Schwer auf dem Teiche schwankt das Gebäude Luft. Woher der süße Geruch welkender Veilchen, zerkocht im Staube dieser Wärme?

Über ein Insekt beuge ich mich, ein unbekanntes, innig es liebend. Sage mir doch, Du Tier, Du Kleines, das hastig Du irrst zwischen mir und der zitternden Erregung grüner, kalt von Tiefe unterstandner Fläche — sag mir doch, Tier: bist Du dem Wasser näher als Beate, die es fühlt?

O, das ist nicht genug. Was ich nicht bin nur kann ich fühlen, und schmerzlich, was ich sein könnte. Ich Abgeschloßne in den Elementen, dichter gefügt als sie zum Wasser, beschränkter als das Überall der Luft! Einen Kahn brauche ich, die ich nicht ewig schwimmen kann, um Wasser, geliebtem, nah zu sein. Ich tauche die Hand über den Rand ins Wasser, ich lasse schleifen, es schleift vorbei. Sie bleibt meine Hand, bespült, gefühlt. Wasser, geliebtes unterm Turm der Wärme! Ich bin Dir nah — durch Boot und Haut getrennt von Dir. Ihr großen Rufe: o, was taugen meine Poren!

Doch näher, näher. Noch ist es nicht genug. Ganz in Dir sein, ganz Du, und innen von Dir Selbst gefühlt. Was trag ich Kleider; herunter, Plunder! Wie wenig aber ändert sich.

Dann, am Ufer, streifen die Zweige über mich. O, durch die Büsche gehn. O selig grün getrübtes Dämmern sehn. Doch näher, näher! Dieser Zweig hier bleibt auf meiner Brust, jener biegt sich zwischen meine Schenkel. Klebrige Haut um ihre Rundung, mir an den Leib getrieben. Näher, näher, o ganz herein! Aber gestaltet durch die Wärme gehn, ohne Tuch am Knie, und schon das leichte Leinen ist zu viel. O Luft, Geliebte! Näher, näher, o ganz herein! Da strömt Blut von der Lunge; da schlägt mein Herz und bleibt allein."

Im Sturme singt der große Pan ein Lied:

„Dein Gang ist königlich wie der eines jungen Wildes, Beate. Schlank und schön sind Deine Glieder; rühre ich an Deine Haut, ist sie wie eine helle Blüte im Frühling so zart und warm, Beate!

Wie der Saft der Bäume ist Dein Blut, das steigt und schwillt und in den Brüsten klopft, in Deinen Brüsten und im ganzen jungen Leib.

Gelb wie Roggenfelder in reifer Sonne ist der Hang Deines Haares. Wie der Wind in gesenkter Ährenfülle wühlt, fasse ich in Dein Blond, Beate!

Wenn ein beerenroter Falter auf weißer Blüte sitzt, gleicht er Deinem Munde, Beate. Das Lachen, das von Deinen Lippen fliegt, ist ein strahlender Klang des Frühlings.

Deine Augen Beate, sind wie meine Seen in lautlosen Sommernächten. Wenn Deine Wimpern sich senken, denke ich an die Zweige, die sich zum Wasser beugen.

Deine Seele ist in Deinen Augen, Beate!

Sie ist Braut und Gattin dem großen Pan. Nie hörte eine Seele willig wie Deine sein Schöpferlied. Nie weinte und jubelte so der Sturm, seine Stimme, in ein Menschenherz. Nie liebte eine die Erde wie Du. Du bist die Geliebte des großen Pan. Dein warmer Blütenleib ist sein und Deine gehorsame Seele wohnt in seiner.

Beate, Beate,

Leib und Seele gabst Du dem großen Pan."

Es ist die Stunde der Tiere mit wachen Sinnen; die Stunde, da die Kastanien eingedunkelt und feucht wartend sich am Wege rund breiten; es ist die Stunde zwischen den Winden, da die Wolken zerreißen, Stunde der nächtlichen Unentschlossenheit Pans.

Es ist die Stunde, da Schatten schräg über die Furchen des nachtbraunen Weges streichen.

Da steigt der dicke kranke Barbier im Dorfe, das von der Nacht weit verzerrt erscheint, auf den Esel. Mit wilder Stimme Psalmen und Gassenhauer gröhlend, reitet er langsam quer über Äcker und Chausseen, dreimal umreitet er so, schwer seinem kleinen Reittier über den Hals hängend, alle kleinen Häuser, die Schlaf und Krankheit dunkel rund um die Stadt legen. Als es sich lichtet, reitet er zurück; seine dicken Lefzen schmeißen langsamer seine heiseren Gesänge. Kummervoll trabt sein kleiner Esel unter ihm zwischen Stämmen, um die herum schon Licht müde hascht. An Beate sackt sein Ritt vorbei, die von ihren Wanderungen sich zum weißen Hause wendet. Ohne Erstaunen sehn sie sich an. Er unterbricht seinen heiser verheulenden Nachtgesang nicht einmal und dreht nur die Augen, nicht den Kopf nach ihr, und sie stockt nicht im Schritt und ist schon vorüber.

Schon ist der Streckenwärter unterwegs. Wild drängen seine Augen den matten Schienenweg entlang in die Nacht. Nun geht er hallend durch den kleinen Tunnel, preßt sich an die Wand und läßt ein rauchend hoch heran stürmendes Getüm von Eisen wie über sich hin vorbeirauschen, daß es ihm den aufgeregten Atem verschlingt. Beate sieht gleichgültig den fern sich schlängelnden Zug.

Und die dreizehnjährige schmale Tochter des Streckenwärters, hoch auf ihr buntes Bett gestellt, denkt unruhig an ein junges Frauengeschöpf im weißen Kleide, das tags vorüberkam und eine seltsame Hand über ihr Haar flüchtete. Sie steigt auf; Zug erfaßt das dünne Hemd, als sie die Tür öffnet. Mit einem großen Licht steht sie draußen, fröstelt schlaftrunken, denkt: „ich will im weißen Kleide warten", und hört das

letzte ferne Rollen des längst unsichtbaren Zuges, der auch Beate schon entschwand.

Ein Landstreicher hatte im Walde geschlafen, irgendwo mit gespreizten Beinen und Armen übers dicke nasse Moos geworfen. Da er feucht und erstaunt auftaumelt, bleibt über der einen leeren Augenhöhle das Lid eingedrückt. Schnell rafft er sich, torkelt einige Schritte durch Haselbüsche, die sich mit allen Zweigen biegen und schnellen, und steht. Er dehnt und krümmt die Arme, wirft den Kopf zurück, daß der dicke Bart vorstarrt, und atmet das dichte Getränk der späten Nachtluft zu berauschender Klarheit ein. Ihm ist zwischen den Bäumen zumute, als reiche er zu den Sternen. Seine schwer geworfnen Fäuste greifen ein Bild dieser ruhigen Stämme in der dunklen Luft. Beate sieht, als sie still an ihm vorübergeht, die Brust wie einen Felsen vorgesprengt. Er läßt die Arme fallen, steift den Kopf; glühend sieht das gebliebne Auge, wie eine Wunde aufgerissen, dem weißen Scheine nach, der sie war.

Beate dachte nicht an ihn. Sie geht langsam nach Hause und schlenkert ihre rechte Hand. Sie ist sehr müde. Gedankenlos öffnet sie die Tür, findet ihr Zimmer matt und senkt den bis zur Leere bedrängten Kopf aufs Bett.

Es singt in Beates Seele:

„Dies ist die Stunde des großen Pan!

Stille dehnt sich über das Land, flimmernd kreist der Himmel um die lauschende Erde. In reifender Ruhe glänzt Feld an Feld ins Weite. Winde zogen in der Frühe über die Äcker, jetzt liegen sie schlafend im Schoße der Wolken: es ist die Stunde atmender Stille — dies ist die Stunde des großen Pan!

Dies ist die Stunde des großen Pan! Die schwarzen Flecke der Wälder ruhn tief versunken in gleißendes Gold. In heißer Müdigkeit schweigen die Zweige. Wo blieb das Lied, das die wahnsinnigen Vögel sangen? Ihre Kehle umspannte der Mittag: es ist die Stunde des wartenden Schweigens — dies ist die Stunde des großen Pan!

Der Mittagsriese hat die hellen Flügel aufgefaltet, sie überwachsen die Schätze meiner Blicke. Unter ihnen ruht der Erdenleib, lautlos wie in tiefster Mitternacht — — es ist die Stunde schlafender Kraft: dies ist die Stunde des großen Pan!“

Fast weiß ist der Himmel den schmerzenden Augen, ein dichtes Gespinst zieht sich über seine Breite; grell und groß steht drin die strenge Herrin, die Sonne, schläfrig wartend und unbeweglich. Weiße Ströme spendet sie endlos über die Erde.

Wie Schleppen hängen die Zweige, die Blätter sind grau und trocken. Blendend weiß ist die staubige Straße und müde der durchsonnte Wald. Die Wärme ist eine weiche Haut, die sich an Beates matte Glieder schmiegt, freundlich andringend, und schwül beklemmend. Staub trägt das mühsame Atmen durch die halbgeöffneten Lippen, Staub verklebt die schwer gesenkten Lider über den aufquellenden Augäpfeln.

„Was droht mir die breite, niedrige Sonne? Wie schwer es ist, in heißer Luft zu wandern! Was droht mir die böse Sonne? Wenn doch aus dunklen Wolken ein Regen in die Bäume rauschte! O die Kleider abtun und die bedrängten Glieder ins Wasser tauchen! Was droht mir die böse Sonne?“

Nur einen Gedanken läßt ihr die Schwüle: „Was droht mir die Sonne? Was droht mir die böse Sonne?“

Am Waldrande, bei einer greisen kleinen Tanne sinkt sie ins Moos zusammen. Gegenüber blinzelt in träger Ruhe die Sonne. Es schmerzt, die Augen offen zu halten, und sie brennen doch, wenn sich die Lider schließen. Ein heißer Strom schwillt durch Beatens Leib.

Lange liegt sie, die schlaffen Hände abgelöst vom Körper. Und als sie sich erheben will: soll denn das Fleisch von den Gliedern fallen? Mürbes Holz ist es, und zuckt und spannt und festet sich nicht; fremde Hände sind das, die sie nicht an sich ziehn kann, gefesselt bleiben die Kniee.

Quälend schließt die heiße Luft ihre stöhnende Brust — „ — roh bist Du, großer Pan — — “ —

Nun ist das zarte Blau des Abendhimmels leicht gerötet. Noch ist es hell; klarer runden und schwingen sich alle Formen ins stille Licht. Beate sitzt am Walde, die Hände um die hochgezognen Kniee gefaltet. Vor ihr liegt im halben Glanze die gleiche Glätte des Sees. Drüben treten Birken, mit dichtem Laub beperlt, bis ans Ufer; dahinter drängt sich Wald an Wald. Sie sieht die scharfe Linie der gereihten Wipfel vor dem Himmel ruhig steigen und sinken.

Ein dünnes Grau stumpft den Glanz der Wasserfläche und verwischt die blassen Spiegelbilder der Bäume. Ein durchsichtiges Grau überzieht ganz langsam das verlöschende Rot am Himmel. Von den Wiesen steigt Nebel und weht über den Boden. Schwarz ragen die Bäume hervor, alle gleichmäßig schwarz.

Nah bei Beate hebt ein Busch die vielen Glieder, die im Dunkeln zu einer langsam sich verflachenden Masse werden. Die Linien, die ihn umgrenzen, öffnen sich verschwimmend in die Nacht. Unsicher wächst er auf.

Es ist kühl und dunkel; und alles schweigt. Beate löst die Finger auseinander und sieht sie im Dunkel blaß schimmern. Sie steht auf. „Alle Dinge sind ausgelöscht; nur mich nahmst Du nicht mit in Deine Nacht, großer Pan — —“

An einem Baume, den Beate liebt, hängen dürre Fruchtschoten wie gekrümmte Raupenleiber träge in der gewittrigen Luft, von dicken Wolken heben sie sich bräunlich ab.

Beate ist es müde, sie zu sehn; schwer und langsam steht sie auf und geht durch die Felder. In dumpfer Ruhe liegen die Äcker unter dem lauernden Himmel. Wege, die manchmal mit scharfem Ruck in sie einbiegen, verschwinden gleich in der weiten Fläche. Laut und hastig zirpen die Grillen an beiden Seiten, als gelte es, vor einem nahen Unheil mit ihrem Liede zu Ende zu kommen. Trotzig verschloß sich heute der große Pan.

Wie alles Beate quält! Der Überdruß, der in ihrem wehen Herzen aufschäumt, läßt sie jäh die abwehrend gefaltete Stirn fortwenden. Überall finden ihre Blicke das Gleiche. Ihr schwindelt. Alles zerfließt vor ihren Augen.

Da hebt sich in ihrer Seele ein Bild von einem Lande, das es nirgends gibt; zu funkelblauem Himmel sind wenige hohe Bäume aufgerichtet, mit glatter, glänzend grauer Rinde. Beate weiß ihren Namen nicht. Mit aufgelösten Rändern hängen kleine weiße Wolken in der klaren Luft, hoch über den Wipfeln, die trunken vom unsagbar reichen Lichte dunkel leuchten. Ganz hinten schwillt, schimmernd in ewiger Unruhe, das endlose Meer. Die Wiesen sind von so edlem Grün, wie Beate es niemals sah. Kinder in bunten Kleidern laufen über das Gras, mit leichten, lautlosen Füßen. Sie fassen sich bei den Händen und drehn sich im Tanze, zwischen den großen Blumenkelchen, die über der Wiese schwanken.

Das Herz der gehenden Beate schlägt im Takte dieses Tanzes, ihr Blut singt seine unhörbare Melodie —

Immer schneller tanzen die Kinder auf der Wiese. Ihre Haare und ihre Haut leuchten in der Sonne, die lauter golden ist wie in einem Märchen, ihre Kleider sind bunter als die Blumen herum. Ihre schlanken Arme bilden eine lange Kette, in der die verschlungnen Hände helle

Edelsteine sind. Ein atemloses Fliegen wird ihr Tanz — da reißen sie die Hände auseinander und laufen rasch über die feuchten Wiesen dem Meere zu. Alle werfen die Kleider ab und springen und tauchen ins Wasser. Die blaue Flut hebt und senkt sich um ihre zarten Leiber — da verraucht und vertaumelt alles.

Beate sieht sich selbst am Meere. Sie steht im weißen Kleide hoch auf einem graslosen nackten Felsen. In wimmelnder Menge kommen von allen Seiten Wellen an den Stein gesprungen und züngeln schaumige Gier zu Beate herauf. Sie sind von einer Farbe, der sie keinen Namen findet. Alle deckt gleichmäßig mattes Licht. Beate sieht, wie sie ihre Arme vom Kleide befreit uud hinabspringt. Schwimmend gleitet sie von dem Felsen fort, Wellen werfen sich ihr entgegen. Immer weiter tragen Gedanken ihrer Glieder sie hinaus. Um sie ist zitternde Unendlichkeit, über ihr wächst der Himmel. — —

Beate geht. Die wilden Schläge ihres Herzens sagen: o, das Meer, das Meer, das Meer — — Sie spürt nicht, daß runde Regentropfen niederfallen. In ihrer Seele tönt das grenzenlose Brausen des Meeres, von dem sie ganze weite Länder trennen.

Zwischen Waldrand und Bahndamm hatten sie ein Feuer angemacht und Kartoffeln gebraten. Der Streckenwärter lag da und keuchte in seine blutigen Verbände. Ihn hatte, als im engen Tunnel der Zug riesig seine aufgedehnte Seele überlärmte, die tägliche Lust des tobenden Raumes wieder gepackt: er hatte die Arme vorgestoßen und war mitgerissen worden. Beate hatte ihn gefunden. Der Dorfbarbier war auf dem Esel zur Stadt um einen Arzt geritten; den Eingang hatte er angstvoll verfehlt, war dreimal langsam um die äußeren kleinen Häuser getrottet und hatte vor Verzweiflung seine Gesänge zu heulen begonnen. Nun saß er, mit dem schweren Leibe schwankend, blickte an seiner Pferdenase entlang auf den bebüschelten Boden und warf, dumpf vor sich singend, Steine ins einsinkende Feuer. Neben dem stöhnenden Kranken hockte sein Kind, die Hände um die hochgezognen Kniee in den kurzen Rock verschlungen. Eine schmale Falte zerschnitt ihre ernste Stirn. Vor ihren grade vorblickenden Augen standen Visionen künftiger Geschlechter: Rufe schmaler, blonder, heftig bewegter Kinder, die am Ufer des kleinen gekräuselten Teiches mit ihr wie am Meere saßen, das Wind überginge — Gegenüber lag ein brauner Junge, den die kräftige Frau des Barbiers von einem Fremden geboren hatte, und starrte schweigend in ihre Blicke. Der Zwerg erzählte, wie er auf der Bergstraße allein hinter einem Leichenwagen gegangen sei; der Kutscher war betrunken wie er selbst, auf der Brücke rutschte der Sarg vom schaukelnden Wagen ins Bergwasser, und ohne Toten kamen sie ans Grab.

Der Einäugige brach wie ein Tier aus dem Walde, mit becherförmig erhobnen Händen. „Ihn hat's" unterbrach sich der Zwerg. Der Einäugige blickte stumm, während seine Lippen den dichten Bart verzerrten, über sie hin und her. Dann stürzte er in die Knie und grub die Finger hart ins nasse Kraut. „Erde, Erde", rief oder schluchzte er. „Erde von Erde aller Erde. Erde an den Händen und auf der Brust zu fühlen. So durstig, daß wir im Schnee uns schlafen legen mögen.

Wasser gefüllt in eine Erdenfurche, trüb spiegelnd. Es bleibt uns nichts mehr als zu wissen, daß wir Erde sind, und sinnlos stolz darauf zu sein. Adern wie Furchen des Ackers. Gelenke, runde Falten der Erde. Erde noch in den hohen Kronen der Bäume wie um die Wurzeln; Erde, fruchtbar aufspritzend bis an die Sterne. Rasende Gebete zur Erde in den Stämmen, zur Erde in schwerer, atembarer Luft, zur Erde in Wölfen, Maulwürfen und verwesenden Vogelleichen!" Er riß eine Hand aus dem Boden und schlug seinen Arm und seine vorgestemmte Brust: „Erde in meinen Gliedern! Das eine Auge war nicht fest genug, es lief hin, das andre: himmlisch verwandelte Erde! Wie groß ist der Sinn meines Lebens, da es mich zum Erdboden warf! Der ich Erde bin und Erde werde — in rasenden Gebeten — Erde, Erde —" Er biß, während der Wunde stöhnte, der Knabe atmete und das Mädchen stumm auf ihn schaute, mit vollem Munde ins Gras, daß die Halme unter dem Bart seine breiten Lippen zerschnitten.

Beate schläft im Walde und sieht im Traum:

Die Wege, die sie geht, sind üppig mit Grün überschüttet; in Fülle drängt um sie her goldhelles, perlenglänzendes Birkenlaub, von dunklen Kiefernwipfeln breit gefaßt. Vom Boden an sind die Stämme in Laub und Blättern verborgen. Leib-haft hebt es sich neben Beate, hoch wie sie und höher. Hellrote Abendwolken sinken. Niemals ging sie solchen Weg. Ihre Füße sind auf grünem Grase; kaum ist noch Gehn zu nennen, was sie durch die schweigenden Gestalten vorwärts hebt.

Eine dunkle Flut spannt sich vor ihren Füßen. Himmel, Erde und Wasser fließen in schwarzer Nacht zusammen. Beate kauert in einem Kahne, der schmal und spitz in lautlosem Gleiten ins Dunkel dringt. Nichts finden ihre geweiteten Augen im Dunkeln.

Schmal schießt eine Helle über die Flut: in endloser Ferne taucht ein rotes Feuer auf und wächst, als stände drüben eine Stadt in Brand. Beate wartet befangen — jetzt wird der Mond aufgehen — — Riesengroß steigt der blutige Ball herauf, einen wellenlosen Feuerstreifen entlang treibt Beatens Kahn ihm zu — wer lenkt ihn durch die dicke Nacht?

Von allen Seiten fällt dumpfer Klang wie verhallender Donner. Beate fühlt sich nach rückwärts geworfen und fortgeschleift — der große rote Mond zersprang in tausend Sterne, die über ihr den ganzen Himmel füllen.

Sie leuchten. So übermächtig verbreiten sie ihren Glanz, daß Beate sich selbst aus ihrem Traum verliert. Nur die Sterne sieht sie noch, die leuchtend über die Karte des Himmels rücken. Nun halten sie im Wandern nicht mehr gleichen Schritt, sie fliegen durcheinander, und tanzen. Wie Funken tanzen sie, wie Flammen durcheinander, auf und ab, hin und her. Nur die Sterne ziehn in Beatens Traum. Und ein Ton erklingt, ein Lied, zu dem alle Sterne tanzen.

Sie tanzen, bis sie müde alle auf einen Schlag erlöschen. Funkelndes Dunkel ist umher wie in einer Kugel aus schwarzem Glas. Aber noch

immer klingt das Lied durch die Weltennacht, leise und fern, ein wildes, heimliches Lied, und endet nicht.

Von einer dunklen Ebene träumt Beate, auf der sie selbst geht. Seltsam, wie ihr Körper leuchtet. Sie singt; ein wildes, heimliches Lied.

— — Beate erwacht.

Was träumte sie nur? Alle Sterne tanzten ein heimliches, wildes Lied.

Abends sitzt Beate still und denkt:

Als alle Laute starben,
wurde mein Tag belohnt:

schwellende Wolkengarben
mäht der scharfe Mond;
Nebel wandern und schwimmen.

Ich sitze in stiller Ruh
und höre verträumt den Stimmen
in meiner Seele zu —

Beate beginnt lästerliche Spiele.

Sie denkt nicht an den großen Pan, wenn sie den großen Pan im Walde erwartet. Ihre erregten Augen zeichnen andre Bäume als sie vor sich sieht. Ihre suchenden Gedanken glätten den Grund und erbauen breite Städte. Maschinen hört sie surren, und überhört den Wind.

Müde dieser Bilder, erdenkt sie Laster für ihre Träume. Sie denkt nicht an den großen Pan, der bald ihren ruhenden Leib mit Küssen übergleiten wird: sie träumt schöne nackte Frauen, die langsam aus der Waldestiefe kommen und sich ihrem Schoße zuneigen.

In die Städte, die sie für den Wald erfindet, träumt sie wüste Feste: barbarisch breit stürmen Hörnerrhythmen, ein Gemisch von Wein und Blut fließt dick in den Straßen; in den Torbögen paaren sich Männer mit Männern und Frauen mit Frauen; Nackte ringen miteinander unter den Laternen, schlagen sich mit Riemen, zerfleischen sich mit Nägeln und Zähnen, während Orgelmusik und Pestgesang aus den Kirchen schwillt.

Sie träumt die lasterhafte Einsamkeit in Gedanken Verwühlter, die sich in matten Stuben niedrig bücken, und die boshaften Stirnen Kranker und Schmerzgestörter. Sie hört schrille Pfiffe aus dem Dunkel, und fürchtet das Geheimnis der Säulen und Brücken.

— Beate zieht das Kleid über den Knieen zusammen. „Ich bin jetzt viel nackter“ denkt sie, „als wenn ich nackt bei Dir war, großer Pan!“

Aus dem Walde hebt ein Hügel seinen Rücken, vom Mondlicht silbern überschleiert. In wilden Sätzen jagt der Sturm drüber hin und stürzt sich in den Kiefernbusch an seinem Rande. Fichten stehn schlank und nackt, mit wenigen kleinen Zweigen am hohen Stamme. Sie biegen sich knarrend, wenn er anstürmt; und hinter ihnen rauscht der Wald.

Schmal biegt ein blasser Weg um den breiten Bau des Hügels. Beate geht sacht drauf hin, vorgebeugt, und blickt aus heißen Augen in den Dämmerraum. Schwer atmet ihre Brust gegen den Sturm, ihr blondes Haar hat sich wirr gelöst. Sie geht und horcht auf ihr schlagendes Herz.

Ueber ihr tobt und brandet der Sturm durch die Nacht. Drüber steht scharf und klar der stille Mond.

Aus dem kalt schauernden Kiefernbusch tritt der große Pan an Beates Weg. Aus heißen Augen sieht sie ihn an.

Er faßt ihre Hand, schwer liegt sie in seiner. Er fühlt das rinnende warme Blut.

Und er richtet sich auf — jauchzender wirft sich der Sturm ins Gebüsch, lauter stöhnen die Stämme. Ueber den Lärm dringt seine Stimme:

„— Hörst Du, Beate, hörst Du — — hier schweigt Dein Herz. Hier singen Wald und Wind."

Seine Stimme kommt aus der grenzenlosen Weite leeren Dunkels.

Beate nimmt die Hand aus seiner und geht. „Nein, großer Pan — mein Herz ist lauter als Wald und Nacht, mein Blut rauscht stärker als der Wind in den Wipfeln!"

Langsam steigt sie den Hügel hinauf. Unter ihr wiegt sich das brausende Meer der Wipfel. Ihre Brust hebt sich in der Fülle rauschenden Lebens, daß ihre Füße leicht werden und schwer ihr Leib und ihre Hände. „Nein, großer Pan —" —

Beate steht hoch auf dem Hügel und sieht schweigend in die stürmische Nacht. Sie hört auf ihr stürmischer schlagendes Herz.

Beate geht durch Wiesen und Wald; lauter als der Wind tönt ihr stürmendes Herz.

„Was gabst Du mir, großer Pan?

Meine Brüste sind gebräunt, stark und rasch sind meine Füße. Großer Pan, das danke ich Dir!

Ist meine Seele das Kind, das ich ewig von Dir trage, empfangen in den Nächten, die ich bei Dir war?

Meine Seele lebte, eh ich Dich kannte, und schlief. Sie regte sich, als ich in Deinen Wald kam. Hilflos streckte sie die Arme nach sich, da ich Dich zuerst sah. Dann hast Du sie mir wachgeküßt auf dem weichen Moose.

Da war meine Seele zum Leben gerufen und wuchs. Erst war sie hingegeben Dir und Deiner Liebe, aber sie wuchs, bis sie größer war als Du. Den Wald umfaßte sie; sie umspannte die Welt. Zum Himmel wuchs sie über die Erde und gewann ihn sich, alle Sterne tanzen in meiner Seele. Worte sproßten in ihr und Töne hoben sich, Dir unbekannt, maßlose Fernen und Formen fand ich in ihr, von denen Du nichts weißt. Nur noch ein Teil gehört Dir, großer Pan, nur eins bist Du im lebendigen Reichtum meiner Seele.

Meine Seele wurde weiter als die Welt!"

Beate erkennt im Grase — Schmerz dunkelt über ihre beiden Augen —: „Ich bin verändert, und männlich geworden. Schmaler fallen meine Hüften, ich habe die Arme eines Knaben. Meine braunen Brüste wurden schweigsam. Ich mußte meinen Leib dem großen Pan entziehn. Wurde ich zum Symbol meiner selbst — seit ich von mir entbunden bin?

So lasse ich lächelnd zu, daß meine Worte Unzucht miteinander treiben, und hege wohlgefällig die Bastarde. Ich habe gelernt, mich zu langweilen, und verlernte die Seligkeiten des Müßiggangs. Ich wollte nur sein, nur leben, dem Strömen meines Blutes Stunden hindurch unverändert hingegeben. Ich wollte eine Pflanze sein und nichts als den Saft und Sinn aller Erden in mir fühlen — aber wenn ich jetzt das sinnlose Laufen der Hähne im Grasgarten sehe, gerate ich an den Irrsinn beim Versuch, ihre Existenz zu denken.

Es gelingt noch: mein Blut kann noch einig mit dem lautlosen Geschehn alles Lebens fließen. Ich fühle noch den Wind und ertrinke in den Abendfarben. Aber mein Hirn lernte zu verzweifeln, entsetzt sich und wallt feindlich auf.

Ich liebe die großen Städte, weil die Geschicke sich merklicher in ihren Steinen begeben. Der Tod, der Leben ist, und die Prahlerei fruchtbarer Verwesung genügen mir nicht. Ich sehne mich, die plötzlichen, furchtbaren Tode anzusehn, und Tränen und Siegesfeiern der lärmenderen Kämpfe. Ich bin gierig nach der endlosen Verführung und Katastrophe der Stadt.

Ich bin ohne Hoffnung zum Hirn verflucht. Der Leib ist an den Geist verraten."

Beate sitzt im Garten und wartet.

„Die Sonne wandert, großer Pan — wo bleibst Du? Aber die Zeit wird mir nicht lang. Viel ist zu sehn: Ameisen laufen über den Weg, Schnecken kriechen vorbei, Käfer fliegen. Gräser sehe ich und Moos, Blumen und Pilze. Und alles, was ich sehe, wird lebendig in meiner Seele. Gedanken, die noch keiner dachte, wachsen aus meiner befruchteten Seele und verkürzen das Warten.

Wenn ich die Augen schließe, wirbeln rote Sterne unter den Lidern hin. Auch diesen Sternen denke ich nach und ihren Gesetzen: Was sind das für kreisende Bilder, die sie bilden?

Meine Gedanken schaffen Dinge, die ich nie in Deinem Reiche sah. Nur in meiner Seele stehn diese Bilder. Sie reihen sich zu bunten Träumen aneinander. Ich lege mich ins Moos zurück, selig in meinen Träumen. Ich wandre durch Länder, die ich niemals sah. Von mir gebaut ist jeder Weg, den meine Seele geht, und jeder Grund, den sie betritt, von mir geschaffen. O, die Kette meiner Träume —"

Beate breitet die Arme aus und singt mit geschloßnen Augen leise vor sich hin. Zögernd und fest, ein heimliches, wildes Lied.

Längst ging der große Pan an ihr vorbei.

Der große Pan spricht zu Beate: „Was tust Du, wenn Du auf mich wartest, Beate?“

„Ich träume“, sagt Beate lächelnd, „ich träume“!

Staunend hört er und sieht er sie an: „Was ist das, träumen?“

Immer lächelt sie, und läßt den kleinen Blick fern auf ihn dringen und über seinen Kopf hinstreichen.

Der große Pan stand, die Unterarme an ihre Wangen geschmiegt, die Ellenbogen auf ihren Schultern. Nun läßt er die Arme sinken und tritt von ihr. Schweigend lächelt Beate. Ihre Augen verteilen Glanz.

Der große Pan kehrt sich von ihr und geht. Seine Augen weiten sich. Eine nackte weinrote Schnecke schneidet vor ihm den Weg mit schmalem, glänzendem Streifen. Rasch, mit schnellender Geste hebt er den Kopf. Das tiefe Grün der Nadelbäume steht unter dem Himmel, schimmernd, nackt und klar. Und traumlos biegt sich ein Wind von weitem über die Wipfel zur staubigen Fläche des Weges. Samen wirft er über das Gras.

Lächelnd bleibt Beate. Der große Pan geht weiter, und sieht klaren Blicks die Straße entlang in den Wind.

Er kennt keine Träume.

Woher hast Du Deine erlesenen Worte, Pan?"
„Nicht erlesen, Beate!"

„Aber, Pan, Deine Worte, Pan?"

„Höre, Beate, was ich in Dir spreche. Meine Worte sind Deine Worte. Hör auf die Zeugung Deiner Überzeugung! Meine Worte sind das Rauschen des Blutes hinter dem Gange Deiner Ohren. Was sind denn Worte!"

„Worte!" jubelt Beate. „Ich halte Dich, Pan. Ich beherrsche Dich. Ich forme Dich, Pan, willst Du Dich fügen? Pan, ich verkündige Dich!"

„Gehe hin und verkünde — ! —" —

„Wo bist Du, Pan? O, Du schwindest ins Graue, Pan. Gehe nur, Du entgehst mir nicht. Oben in Wolken bist Du, Pan, mir zu Häupten. Von Deiner Erde, die ich wissend beschreite, rufe ich schallende Worte zu Deinen Wolken. Was bist Du, Pan, ohne die Verbindung meiner helleren Stimme! Ich Rufende, wandernd über die Erde des Volkes, Pan!"

Wolken ändern ihre Gestalt am Himmel, meilenhoch über dem blonden Kopf, den Beate, die wandernde, triumphierend in gewichtlos kreisende Luft reckt. Wirbel Wind packt sie an den Hüften. Sie schüttelt sich. „Worte, die mir zuströmen von allen meinen Seiten!" Schwerer häufen sich Wolken, Raum verengend und Land verdunkelnd. Plötzliche Tropfen sind vor Beate rund in den weißen Staub des Weges geschlagen. Sie sieht nicht; was gehn sie ihre Haut, was geht ihre Haut sie an, was sagt Berührung! Prüfend versucht sie mit den Lippen zu formen. Linien Regens werden durch graue Luft gezogen, langsames Wandern Beates zerbricht sie. Manchmal ein hellerer Ruf, aus ihren geschürzten Lippen über gesicherten Weg, den Regen dunkelt. Genäßt steht und verkleinert das weiße Haus, Beate tritt durch die enge Pforte, die neue Zeugung eines hell in den Wind gesprochnen Rufs überklingt den kleinen Schlag der Klinke.

Beate betrat mit nackten Füßen den schmalen Wiesenstreifen um einen Waldsee. Dürre Sonne erwartete sie. Gelbes Gras kitzelte ihre Sohlen, brach brandbraun unter ihrem Schritt. Sie wiegte sich. Schleier flogen um die Bäume, hinter denen sie nichts suchte, wenn nicht das Nichts.

Ans Wasser trat sie. Ein dichter Bau von Pflanzen drängte trägen Grüns vom Grunde gegen den schweigenden Spiegel, breitete dicht unter der Fläche sich aus. „Wie dumpf", denkt Beate, „wie ruhevoll! Sie würden triefen, wenn sie nicht im Wasser ständen. Sie werden vom Wasser gehalten, daß sie nicht erstarren. Wie dick sie sind; und doch erschöpft, eh sie zur Tierheit kamen. Was denk ich denn!" Rasch richtet sie sich auf, sieht durch die Luft, als ob sie die Luft sähe, und wirft sich in einen hastigen Schritt. „Hier war ich schon, an einem andern Tage meines Lebens! Plötzlich weiß ich es. In Nächten und an Tagen bin ich hier gewesen, jetzt weiß ich jede Nacht und jeden Tag." Mit kurzen Rucken, in denen sie die Kraft ihres Nackens fühlt und fühlen will, wirft sie das Gesicht umher, auf alles. Der See verkleinert sich, in wärmeres Schweigen. Das Gras wächst, von Käfern durchwühlt. Alles ist geblieben. Alles ist verändert.

Sie schwankt in den jenseitigen Wald, rührt die Stämme an, zögert an einem, an wieder einem, und eilt durch Gespaltenheit und Flucht. Sie überschreitet eine Wiese. Blumen sind farbig hineingetropft. Eine springt vor ihrem Schritte auf. Beate steht, bückt sich, kniet. Sie senkt das Gesicht auf die Blüte: „Ich will, daß Du mich anatmest!" Da sieht sie den Muskel unterm Ballen ihrer aufgestemmten Hand. „Wie er sich schwingt, sich schmal und fleischig hält, gepreßt, er, der Pressende! O, ich bin das — die ich betrachte!" Dann wird ihr helles Gesicht über der Blume ernst. Sie atmet über ihr. Mit kurzer Stimme sagt sie drüber hin, die Silben prüfend und den Namen fühlend: „Knabenkraut!", richtet den Kopf hoch und sieht durch die Luft, als ob sie die Luft sähe. In langsame Schritte wendet sie sich, und sagt, aus tiefer Überzeugung: „Liguster", und geht bis an den Weg, wo eine Hecke sie begleitet.

Die Wolken haben sich tief herabgesenkt. Als schwarze Wälle stehn die nahen Wälder, neben Beates Straße halten die Kiefern entblößte Stämme dem Winde entgegen und greifen mit riesigen Händen in die Nacht.

Beate denkt vermessene Gedanken:

„Was bist Du mir, großer Pan?“

Ich geh meine Straße, Deinem Sturme entgegen, ich laß ihn gern durch die Kleider dringen und meinen warmen Körper fühlen. Meine Glieder sind stark und fest im Sturm wie ganz junge Tannenstämme, mein Blut ist frisch wie das Harz in den Tannen. Laß Deinen Sturm nur wehn und ziehn, er beugt meine Glieder nicht!

Was bist Du mir, großer Pan? Dein Sturm ist ein Lied in meinen Ohren, Dein Wald ein Bild in meinen hellen Augen. Ich finde und nehme Dich, großer Pan! Wenn ich die Augen schließe: ist der Wald verschwunden, ausgelöscht das Bild, andre Dinge sind in meiner Seele! Was bist Du dann, großer Pan?“

Eine Faust ballt Wind zusammen und wirft dicke Stöße gegen Beate; doch unbekümmert geht sie weiter. In Hals und Herz schlägt das warme Blut.

„Laß Deinen Sturm nur wehn, ich gehe mit gleichen Schritten! — Wer bist Du, großer Pan? Bist Du der Wind an meinem Leibe, bist Du der Wald an meinem Wege? In meine Seele, in meiner Seele braust der Wind, meine Wandergedanken sind diese Bäume. Du bist es nicht, ich bin es selbst —“

Beate bleibt stehn und hebt den Kopf: „Wo bist Du, großer Pan?“ In tiefe Ferne verbrauste der Sturm.

Beate steht bei einem Baume, der vor dem Walde wurzelt. Ihre Augen suchen seinen hohen Wuchs entlang, sie betrachtet aufmerksam die rissige graue Rinde.

„Auf und ab steigen meine Blicke an Dir, Du schöner Baum, geführt von den Furchen Deines Kleides. Sie verweilen, wo die stolzen Hälse Deiner Äste auseinanderbiegen. Sie folgen ihnen zu schwankenden Zweigen und verwirren sich im Geflimmer der Blätter. Wie sicher Du fest im Boden stehst, wie Deine schlanke Kraft aufwärts drängt und Deine Fülle sich ruhig breitet!

Warum stehst Du allein, Du Alter? Hinter Dir rauscht der gescharte Schwarm, Du regst kaum die Blätter. Das Rauschen versteh ich und kenne den Wald, aber Dich Einzelnen will ich verstehn! Worin Du anders bist als die andern Einzelnen, möchte ich wissen! Was ist Dein innerstes Wesen, schönes Rätsel? Ich kenne Dich nicht.

Ich lege fest die Hand an Deinen Leib. Unter der Rinde strebt Saft, so stark, daß er noch die Spitzen hinhängender Zweige schwellen läßt und spannt — aber ich fühle ihn nicht. Ich drücke das Ohr an Dein hartes Holz — und höre nichts. Und dennoch bist Du voll Deines Lebens, — aber ich kann es nicht kennen und nicht in Hände und Sinne fassen.

Ein Rauschen fällt in die Wipfel hinter Dir und weht von Baum zu Baum — o, ich verstehe auch das nicht. Meine Seele war es, die ich im Rauschen hörte, nicht Eure — nicht Deine, großer Pan. Ich kenne Euch nicht — mich selber fand ich immer nur in Euch!“

Klagend blickt Beate zu den zitternd schweigenden Blättern auf.

„Das Unsagbare sollst Du sagen, Beate!“

Der große Pan steht plötzlich vor ihr, lehmbraun, mit verwirrten, rankenden Haaren. Sie lehnt an einer niedrigen weißen Mauer, die zurückgezogenen Ellenbogen aufgestützt, und beginnt mit kurzer Stimme, ohne die Augen zu bewegen:

„Der Berg, das Urtier, das sich duckte und das Atmen vergaß. Tierische Pelze hängen die Wälder auf seinen Flanken. Sie atmen. Aber was weiß ich unten von ihrem Atem! Sie winden sich um Wege und Hänge. Sie steigen, verdicken sich. Die Wälder wandern um den Berg. Wie sie um ihn liegen! Friedevoll schön von innen, glühend grün und tückisch von hier. Der grüne Brand des Laubes über den Felsen. Sie fressen im Dasein, sie bewegen sich regungslos, sie ändern sich, die Entsproßnen ewiger Urluft — “

Pan schüttelt die Hände vor ihren Augen: „das nicht, das meine ich nicht, Beate!“

Sie spricht langsam, ohne sich zu verändern: „Herden von Waldmenschen trotten neben den Wegen, drängen sich, kreuzen plump ihre Schritte. Langsam gehe ich, eine weiße Flamme, zwischen ihrem Getümmel — “

Pan unterbricht sie drängend: „Das ist es nicht, Beate!“

Beate spricht hart, heiser und immer schneller: „Ich spreche von meinem Geiste. Von einem weißen Schein, einer weißen Flamme. O mein gequältes Hirn. Das Dich sah, das alles findet, das sich niemals sieht. O der Geist, der niemals wirklich ist. O die Welt, die mich umgibt. O Mysterium der Vereinigung, die nicht geschieht. Ich finde mich in allem — und nie mich selbst. Ihr Augen, nach außen gerichtet. Ihr Hände.“

Pan ist verschwunden, versunken, verweht. Beate betastet mit schnellen Griffen ihren Leib. „O Liebe zu mir. O Landschaft meiner Glieder. Ich lernte Ich zu sagen. Wo bist Du?“

Sie stößt die spitzen Finger in ihre Brüste, immer wieder, immer

tiefer, immer schmerzlicher. Sie schreit: „Das Unsagbare sollte ich sagen, nein, das Unsagbare wollte ich sagen — was ist das Unsagbare, Du, Du, ich —"

Beate schweigt. Ihre Lippen stehn verzerrt offen. Kühler lauter Wind weht über ihr.

Ein plötzlich geballtes Gewitter entlädt sich, weiß, hastig, festlich. Beate ging, schlaff in Gedanken geduckt, auf einem niedern Hügel; sie späht in die knatternden Wolken auf, steht, und reißt das Kleid vom verlangenden Leibe. Sie atmet nackt und hebt die Hände spitz über sich, zittert mit gedehnten Muskeln, blickt und wartet. Da wütet blaues Licht unten über den Wald, und breiter Donner, unschlüssig nach allen Seiten rollend, überschlägt sich.

Beate ist tief erschrocken. Sie nimmt die Hände langsam aus der Luft vor ihre Brüste. Sie duckt sich und kauert. Ihr Rücken schmerzt. Frische Tropfen brennen ihre Haut. Der Regen peitscht in straffen Schnüren herab. Beate ist ungeduldig; „so dicker Regen kann nur Minuten dauern; er soll aufhören!“ Ihre bösen Gedanken fahren ohnmächtig zwischen die Wipfel und Wolken. Sie krümmt ihre braunen Brüste durch den Schleim und Schlamm des Weges. „Einst dachte ich mir das als Ziel und Ende: steil als eine sehnige Pflanze zu stehn und den Blitz in die erhobnen spiegelnden Nägel zu ziehn; sphärische Kraft, die hoch durch meinen entmenschten Leib die dumpfe Ruhe unten lockert. Dies schien mir die Vollendung meines Müßiggangs, und besser als jener Sprung ins Element des Kraters, der viel zu viel Wissen menschlichen Willens ist. Dies schien mir Höhe bloßen Seins, bloßes Atmen mit der ganzen Haut, Spiel für das Licht und die Ströme und Schläge der Luft —

Heute erschrak ich vor meinen geliebten schallenden Blitzen. Mich verletzt die zudringliche Helle. Licht, das sich anmaßt, meine Augen zu weiten! Fremde Kraft, die sich unterfängt, nach meinem Leben zu zielen! Tod ist nicht Vereinigung. Ich will nicht aufhören, wer hat ein Recht über meinen Geist?“

Sie schreit in langen gellenden Silben: „Ich erkannte den fremden Tod!“ Sie kriecht frierend und triefend zur Seite. Das Gewitter klingt fern zurück. Sie will nicht mehr, daß die Spitzen nasser Stauden ihre Brüste zur Wollust kitzeln und stößt in giftiger Wut die nackten Füße nach dem großen Pan.

Eine Wolkenwüste zieht sich am Himmel. Wolkenwälder wachsen drüber auf. Riesenhoch türmen sich ungetüme Wolkenfelsen.

In strenger Pracht rieseln glitzernde Fäden, engmaschige Regennetze haben das Land verhängt. Alle Wege sind schlammig und aufgeweicht.

Beate geht und geht durch das dünne Gesprühe, Tropfen hängen an ihren Wimpern, beschweren ihr Haar. Ihre Haut ist feucht. Ihr Herz friert.

Einsam ist sie. Wie grau die Luft ist! Wie endlos die Welt! Wenn doch ein Wind sich regte und die Tropfen zur Seite triebe!

Fröstelnd betritt sie den Wald. Grau sind die Stämme in der grauen Luft, einer wie der andre. Kaum sind in dem grauen Gerinne die verschwommnen Wipfel zu sehn.

Beate geht und geht. Einsam ist sie ins Grenzenlose verloren. Es ist, als ob der Weg bis an die Enden der Welten sich erstrecke. Immer neue Stämme tauchen auf und verschwinden lautlos ins Regengrau. Käme doch ein Rauschen durch ihre Kronen!

In dichten Haufen springen Büsche auf, aber zurückgebäumt bleiben sie fest auf ihrem Platze und sinken wehrlos wieder ins Dämmern. Könnte doch einer seine Wurzeln befrein und mit ihr wandern!

Beates Weg klettert einen Abhang hinan und senkt sich drüben wieder ins Tal. Auf und ab steigen die Stämme. Wollte doch ein Vogel von einem Baume schrein und ihr verbanntes Herz aus der Einsamkeit erlösen!

Beate geht und geht. Durch die frierenden Stämme streift ein kurzer Blick über den engen Kreis fahler, verschimmelter Felder. Nie war sie so einsam. Nie war sie der Welt so fremd. Wer doch eine Stimme hörte, eines Menschen Stimme, der über die Felder käme, sie anfaßte und im Regen mit ihr ginge!

Sie geht und geht. Ihr Herz weiß nichts von ihren Schritten, es ist starr und schwer von einer Angst, von einer Sehnsucht; von Ein-

samkeit. Ihre Blicke suchen sich an Bäume und Felder zu klammern, doch sie gleiten dran vorüber ins graue Weite. Was weiß die Erde von ihrem Herzen!

Die Nacht ist gekommen nnd hat dem Regen gewehrt, die Wolken haben sich schwebend gehoben und sind zerflogen. Noch weiter hat das Dunkel die Welt gemacht. Beate geht über die Wiesen, einsam fühlend wie zuvor. Am Hause hält sie an und lehnt sich aufatmend an den Gitterpfosten.

Niedrig funkelt ein grüner Stern über dem Dache.

Der große Pan ist tot, schallt süß, verdorben eine welke Flöte vom Waldrande. Blumen entwurzeln sich und schlappen über den Boden. Schilf knistert, Binsen pfeifen im trocknen Winde. Faule Düfte schieben sich hoch aus schleimigen Pfützen. Tiere, wie Schatten magrer Ziegenböcke, den Bart gesenkt, traben in Herden lautlos durch den Wald. Alle nicken: Der große Pan ist tot.

Die Blätter verfärbten sich. Alles Wasser wich aus der fahlen Erde. Schwer wurzelt der starre Rumpf eines Storches im Sumpfe. Kleine Vögel fallen durch die rauchige Luft, Fäden saugen sich an gebirgige Bäume. Der große Pan ist tot.

Mühsam schwingt sich Flötenton in Beates Ohr: der große Pan ist tot. Beate schüttelt wild den Kopf und schneidet Falten in die Stirn. „Er schläft vielleicht, er ist viehisch faul; er kann nicht sterben. Ich Gehende bin lebend mehr tot als er in Erstarrung", denkt sie. Mitleid streift über sie, als eine Ratte zertreten auf ihrem Wege liegt; sie will sich hastig bücken, aber wendet sich weiter. „Spiele nicht töricht, großer Pan!" Sie reckt sich böse und lacht: „Soll ich Mitleid mit Dir haben?"

Der Staub der Wege steht in dicken Wolken auf. Breite Winde jagen vorbei. Regen rauscht in harten Güssen. Beate kommt, naß und bedrängt, an einem Baum vorüber, der in zweiter weißer Blüte steht. Feindselig sieht sie drüber hin; aber ihr Herz schlägt sehr: „Wie liebte ich das einst — was liebte ich daran? Was steht für mich in diesem grauen kalten Weiß? Keine dieser vielen klaren Blüten kennt mich. Was tat ich an diesem Baum, zu seiner lästigen unmenschlichen Blüte?"

Langsam schlägt ihr Herz ins Hirn. Sie geht vorüber, vergeßlich und verträumt.

In schweigender Eile kommen kleine Wellen das Flußbett herab. Mattes Leuchten fliegt über ihre huschenden grauen Leiber, wenn sie sich heben. Aufblitzend recken sich weiße Schaumkrönlein aus dem gleichen Gewimmel, hin und her flimmert ein spitzer Glanz, aber gleich taumelt das drängende Gefolge drüber hin. Mit zirpendem Geräusch schlagen vereinzelte Tropfen aus der durchwolkten Luft in den Fluß. Umgewirbelt, fortgerissen, aneinanderprallend machen Äste und Zweige in strömender Mitte eine rasche Reise. Mancher reißt sich herausstarrend los und gleitet auf glatterer Bahn dem Ufer zu. Klatschend werfen sich verirrte Wellen ans ausgebuchtete Land.

Beate steht an einer der flachen Buchten. Der Regen schlug ihr loses blondes Haar, ihre Stirn ist feucht, eine Spange fühlt sie um den dumpfen Kopf. Ihre Augen sehn den Regen ins Wasser fallen und die Wellen mit wirren Linien decken.

Nun steigt ihr Blick zum andern Ufer auf — der Wind zerrte ihr loses Haar. Drüben steht der große Pan. Regungslos, die Arme hängen schlaff herab. Er sieht sie an.

Langsam tritt Beate dicht ans Wasser und beugt sich vor, gurgelnd weicht die nasse Erde ihren Füßen.

Regungslos steht der große Pan.

Beatens Finger pressen sich zur Faust. Drüben hängen ihre Blicke und zwingen ihre Füße in die Wellen hinein. Wie scharfe Messer rührt die kalte Flut an ihre Haut. Ihr Blut singt. Ihr ist, als wüchse der große Pan, als taumelten die Wellen steigend ihr entgegen.

Nun steht sie wieder am Ufer. Wasserfäden fließen von ihrem Kleide, das schwer von Nässe auf den Knien lastet. Schwankend stützt sie sich an einen Baum und sucht. Drüben ist das graue Ufer leer. Der große Pan ist verschwunden.

Schauernd lehnt Beate am harten Stamme. Über ihr schreit eine flatternde Wildgans.

Beate hatte, um sich zu retten, wild ins Klavier gegriffen, aber ihre Hand war erstarrt, die Töne waren ihr klein entglitten, und sie wagte, müde den Deckel zu schließen. Ihr graute vor den Büchern, aus denen berauschende Gewalt übergroßer Gestalten sie erdrücken würde; aus der Zeitung hatte sich die Spiegelung des Elends über sie ergossen, die Schwestern verwundeten sie mit Gesprächen über die Nachbarn. Sie warf die Gittertür, weil es sie schmerzte, die eiserne Klinke zu fühlen, heftig ins Schloß und ging in den zerrißnen Abend. Es stürmte. Wind stand auf gegen Wind. Wind bog sich um die ätheren Ecken des Windes. Wind keuchte, vom Winde unterworfen, über die Hügelungen der Felder und Wege. Wind rüttelte, vom streifenden, heulenden Winde gejagt, geduckt an Furchen, Steinen und gräsernen Schwellen. Beate stemmte sich. Ihr Atem wurde überheult. Ihre Haare hoben sich in die Luft. Ihre Stirn troff von kalter gerüttelter Luft.

Wälder bogen sich rauschend ihr entgegen. Wege krochen, Felder sprangen unter ihre Füße. Ihre Stirn stand hart, vom Sturme umdreht; immer enger sammelten sich ihre Augen. Hoch vom Sturme ins Kreisen der Winde erhoben, ging sie über Land, das sie nicht mehr erkannte. Sturm schrie über Stunden und Zeit.

Ihr Wandern bog sich in weiten Umwegen zurück. An den alten Kastanien traf sie einen einäugigen Landstreicher. Seine Augenhöhle starrte; kam aus ihr der Wind? Sein Bart zuckte. Glühend starrte das gebliebne Auge sie an. Beate griff, ihm ein Geldstück zuzuwerfen, doch ihre Hand fiel schwach an der Tasche vorbei; wer trieb sie weiter ins Land, schräg über Schatten und Furchen des nachtbraunen Weges? Sie wußte, daß im Auge des hinter ihr Schwindenden der Himmel stand; sie wollte es ihm rufen, aber ihre Kehle mühte sich vergebens um ein Wort.

Weit warf der Wind die Tür des weißen Hauses auf und trieb Beate den Schwestern entgegen. Die drängten mit Fragen heran und reich-

ten Hände aus ihrer Wärme her. Hoch stand Beate im Sturm über ihnen. „Ihr Armen, Armen“ wollte sie aus schmerzhaft liebeweitem Herzen auf sie rufen, aber ihre Augen überschritten die Schwestern. Luft stand um das Feld ihrer gekrümmten Stirn. Steinern erstickt blieb ihre ringende Kehle.

Die Schwestern hatten Beate mit gütigen Worten und Liebesreden gequält. Sie saß auf dem Stuhl und duckte sich unter die freundlichen Stimmen, war fern und fremd und verstand nicht, was sie sagten. Müde steht sie auf und geht durch den Garten, durchs Gittertor zum Walde. Ein Rest von Sonne ist über den Boden verstreut; ihr Kleid leuchtet warm und rot auf, wenn es drüber streift. Sie hebt den Kopf: so hoch ist der dünne Himmel über ihr, daß sich sein Blau zerlöste. Wie ihre Blicke sich ohne Halt in ihm vertaumeln, preßt sich eine Sehnsucht hart in ihr Herz, als ob es zerbricht; breit quillt in wildem Überstürzen das kleine Leid des Tages.

Nun ist es leer, ihr Herz, wie die farblose Weite über ihr. Und hält sich, übel, als wollte es sich in sie hinein zerdehnen.

Rückblickend wendet sie sich um: in Abendgluten eingebettet wartet das kleine Haus auf die Nacht.

Ein Schauer schüttelt ihren Leib und reißt ihr die Arme hoch. „Pan, Pan — " — wühlt sich verlöschendes Stammeln um Hilfe hervor. Sie steht erstaunt, wie sie sich rufen hört, die Arme sinken herab.

Alles schweigt.

Am Walde steht sie. Zu schwarzen Klumpen verdicken sich die Zweige unter dem blassen Himmel und regen sich nicht. Wie einen Hohn fühlt sie die schlanke Ruhe der wurzelfesten Stämme.

„Pan, Pan —" jammert die Angst aus ihr.

Alles schweigt.

Hastig, mit vorgebeugtem Kopf, preßt sich Beate durch die Büsche. Sie läßt ihr Gesicht von den schnellenden Dornenzweigen schlagen, sie will sie fühlen. Striemen schwellen auf ihrer Stirn, kleine rote Tropfen wachsen hervor und rinnen. „Pan", keucht sie, „— Pan —". Immer lauter: „Pan, großer Pan —".

Alles schweigt.

Im Kreise ist sie gelaufen, einen langen, ermattenden Weg. Langsam geht sie zum Haus am Walde.

Ein Flimmer springt über die blanken Dachziegel, liegt still und läuft weiter. Staunen hemmt ihren Schritt: was will das Zeichen? Wartet am Hause der große Pan? Noch einmal regen sich rasch die müden Füße. Frohes Erwarten flammt auf: der Pan!

Wie sie näher ist, hebt das Dach sich hoch und schattenhaft dunkel in die Nacht.

„Nur das Mondlicht ist fremd drüber hingeglitten, nichts sonst, nichts Wunderbares. —" Sie ist zu müde, Schmerz zu fühlen.

Dumpf schlägt ihr die Luft des Zimmers entgegen.

Beate hatte den Nachmittag am Fenster gesessen, zusammengesunken, ohne je den Kopf ins Zimmer zu wenden. Der Abend hatte sie bedroht, war vor dem Fenster aufgestanden und war im Zimmer bis in die höchsten Ecken gestiegen; sie verschwand im Abend. Die Schwestern hatten ihr „gute Nacht" ins Zimmer gerufen, sie aber hatte, umschnürt vom Abend, nicht zu antworten vermocht. Einmal nur, als die Uhr mit der tönenden Stimme eines männlichen Engels die lange Zeit zu ihr gerufen hatte und sie wieder wußte, daß Zeit in ihrem Leben war, hatte sie aus ihrer Vergessenheit den Arm gehoben und spielte mit dunklen Fingern an der nächtigen Scheibe.

Da klirrte, als die Schwestern längst schliefen, die Gittertür, und Beate, erwachsen und erlöst durch eine jähe Unruhe, ging nachzusehn. Sie fand nichts; aber es stand ein Schein von Mond am Himmel, ein dünnes Licht floß aus den Wolken, und die zwischen die Büsche gebognen Wege regten sich; so blieb Beate in der kühlen Luft. Ziellos ging sie im Garten hin und her, der ihr einst langweilig war, stieß den Fuß in ein lockeres Beet, stand vor den schrumpfenden Trauben eines Busches und dachte von fern an den Mond. „Wie gleich sind die Nächte allen Nächten", regte sich ihr Gedanke.

Eine Faust klammert in ihre Schulter. Eine Faust greift in ihr blondes Haar — sie weiß in diesem Augenblick, daß es blond ist — und zerrt ihren Kopf langsam hintenüber. Ein dichter Bart sticht auf ihre Stirn — sie weiß jetzt, wie glatt und fest die ist — und ein Auge, neben einer vom Lid bedeckten Höhle, glüht still über ihr.

Beate vergißt, sich zu wehren. Unendliche Kraft ihres Leibes vergeht in grenzenlose Müdigkeit. Ihr scheint, daß viele Stunden lang der Stern dieses Auges über ihr starrt. Sie fühlt zwischen dem Dunkel ihre runden Lippen schweben, auf die weiches Gewicht breiter fremder Lippen rollt. Dann kommt die Nacht dicht auf sie. Schwer senkt ein süßer Schwindel sie durch feucht steigenden Dunst und lautlos erstickte Entsetzen zum Boden. Sie hört ihr Kleid zerreißen. Ihr Blut kreist

in den Adern auf und schwellt die Glieder, daß sie glaubt, den Kopf tief in schwere, schwarze, nasse Erde hängen zu haben.

Beate bleibt liegen, als der Einäugige sie verläßt und über den Zaun springt. Schon ist sie ihm entzogen. Sie sieht seinen dicht umbarteten Kopf an den matten Nachthimmel geworfen, dann hört sie Schritte eines starken flüchtenden Tieres.

Sie ändert die Lage ihres Kopfes und streckt sich lang aus. Sie schiebt die Hände sehr langsam unter den Nacken und betrachtet ihre Gedanken. Sie will erzwingen, daß Ekel vor dem Manne, dem Fremden, dem Menschen sie erfaßt. Da es nicht gelingt und kaum Wut, gezwungen zu sein, hinter ihrer Stirn auftobt, lacht sie leise auf und läßt von sich ab. Mit freundlichen Gedanken umspielt sie die Erinnerung einer nur schwach erblickten menschlichen Gestalt. „Wie er, hoch über dem Zaun, den Kopf zurückbog!" Aber mit einer verächtlichen Geste, fühlend: „wie fremd dies bleibt — da es von je so vertraut war?" kehrt sie zurück. Sie fühlt das regelmäßige Ausholen und Schlagen ihres Herzens, fühlt ihr Blut rinnen und weiß es ruhig. „Bin ich dies hier" und sie faßt ihren Leib — „oder bin ich, die mir zusieht?"

Als sie aufsteht, schauert es über sie: „wie groß war diese Nacht!" Sie geht auf und ab, ohne an die Beete und Büsche zu denken. Sie spiegelt sich im wachsenden Morgen. Einmal lächelt sie, als sie die Zerstörung ihres weißen Kleides bemerkt und Erdenschmutz an ihren Hüften, und geht weiter. Sie bleibt am Baume stehn, neben dem der große Schatten des Einäugigen über den Zaun gesprungen war, schlingt einen Arm um den Stamm und stützt die andre Hand, die sie schwer vom warmen Blute fühlt, auf den Zaun. Sie legt den Kopf an die Rinde, sieht weit vor sich und vergißt ihr Bild und steht, ohne Stamm und Zaun zu fühlen. „Wenn ich mein Leben überdenke — wie sinnvoll ist es doch, wie auferbaut, wie klar geordnet! Da ich Kind war, am Teiche wie an einem Meere saß und spielte; da ich im

Walde ging und horchte; da ich dachte und litt; da mir heute Gewalt des Fremden überfühlbar wurde — bis in die Ferne und den Tod, wie sinnvoll bezogen!" Ihr entsteht eine Vision zukünftiger Geschlechter, schmaler, blonder, heftig bewegter Kinder und funkelnder Männer, die um sie geschart gehn. Ihr Herz schwillt auf in Liebe. Sie bleibt am Baume, ohne sich zu rühren, die erkaltete Hand auf dem Zaune zittert, sie blickt weit vor sich hin ins Land des Volkes.

Mit der Faust hatte der Sturm die Wipfel gepackt. Immer wieder griff er zu und zerrte und schüttelte, daß derbe Stämme brachen und starke Äste schwer auf den Boden krachten.

Nun wiegen sich weiße Wolken über den Bäumen, freundlich behütet vom Blau des stillen Abends. Im klarsten Lichte ruhn die erschöpften Wipfel.

Beate geht durch den Wald. Krumme Krüppelzweige sind rings um sie ausgeschüttet und brechen unter ihren Füßen. Über Äste, die noch am Boden sich wölben, muß sie steigen und auf gestürzte Stämme treten.

Silberweiß schimmert ein Streifen herüber: an einer mächtigen Birke hat der Sturm gerissen, bis er den Sand an ihrem Fuße lockerte. Noch halten lose die Wurzeln, aber der Stamm ist gesunken und liegt fast am Boden. Das lange Haar der feinen braunen Zweige hat sich in den starren Armen buckliger Wacholderbüsche gefangen, trocken und dürr hängen die kleinen Blätter.

Kletternd, stolpernd, ausweichend bahnt sich Beate einen Weg. Flüchtig streift ihre Hand über kleine Bastfetzen, die an der weißen Rinde hängen, schnelle Augen betrauern den Stamm. Dann mühn sich ihre Finger, die dünnen Zweige, an denen die Blätter knistern, zu befrein. Es wird dunkel, sie muß niederknien. Scharf stechen die kurzen Nadeln des Wacholders. Hart drückt eine Hand auf ihre hastigen Finger. Erschrocken hebt sie den Kopf — stumm steht neben ihr der große Pan. Es ist dunkel, sie kann seine Augen nicht sehn. Riesengroß scheint er ihr — sie beugt den blonden Kopf tief auf die Büsche und Zweige. Da preßt sich fester auf ihre die mächtige Hand des großen Pan. Mit einem Wehlaut blickt sie auf — und neigt sich wieder, weiter zu helfen. Pans schraubende Faust lähmt ihre Hand.

Jäh springt sie auf die Füße. Riesengroß scheint ihr der große Pan, doch aufgerichtet steht sie ihm gegenüber. Sie will die Augen in seine vorwagen, aber findet sie im Dunkeln nicht. Sie fühlt nur, daß er

ruhig steht, hört nur das Rauschen des Waldes, fühlt nur den Druck an ihrem Gelenk, nur ihr wild klopfendes Herz.

Aus vier Augen funkelt schweigender, brennender Haß.

Langsam löst er die Faust, steht riesig und regt sich nicht.

Beate schlägt die befreite schmerzende Hand vors Gesicht und weint. Sie kehrt sich um und geht weinend durch den Wald zurück. Ohne Weg geht sie und stößt an Wurzeln und Stämme. Sie bricht in die Knie und steht wieder auf und geht, die Hände vor den weinenden Augen.

Als mattsilberner Streifen schimmert der entfernte Birkenstamm.

Der niedre Himmel brütet mit gefurchter Stirn.

Braunrote Wolken bauschen sich am Horizont, schweflig fällt über alle Dinge das Licht. Die Bäume lassen die bestaubten Blätter hängen, aus irgend einem Wipfel schrillt unaufhörlich der Schrei eines einzigen Vogels. Tief in der Ferne fliegt breit ein rotes Zucken hin und her. Kraftlos veratmet manchmal ein fiebriger Wind.

Da hebt sich ein starker Ruck: mit einem Satze sprang der große Pan aus dem Walde. Nun rennt er, das Haar schüttelt er aus der Stirn, über Wiesen und Felder, und durch die Wipfel rast der Sturm. Die Wolkenmassen wanken und wälzen sich schwer übereinander.

Ein rasender Wirbel steigt und kreist, und treibt die ersten Blätter von den Zweigen auf, dürre, braune, gekrümmte Blätter. Irrsinnig wütet der Sturm, Aeste splittern, Stämme werden hingeschmettert. Alle Wasser brausen auf.

In rasendem Zorn läuft Pan zum hellen Hause: „Hören sollst Du mich, Beate, Du sollst mich fühlen!“ Große Tropfen schlagen auf die roten Blumen im Garten, wütend wirft sich der Sturm an die hellen Mauern, daß die Scheiben klirren und zittern.

Den ganzen Tag lastet das kupferne Gewölk, schreit herrisch der Sturm: den ganzen Tag läuft Pan durch die Wälder, über die Wiesen, um das Haus.

Abendschatten ersticken die Erde, nur um die Wolken, die auseinandergezerrt den grünlichen Himmel enthüllen, liegt unheimlich giftiges Licht.

Alles ist atemlos — — noch immer treibt der Zorn den großen Pan ums Haus.

Am Fenster steht Beate.

Ihr Herz ist ganz still. Ihre Gedanken wandern.

Eine Liebhaberausgabe von Rudolf Leonhard: Beate und der große Pan, wurde im Auftrage des Roland-Verlags in München im Sommer eintausendneunhundertachtzehn in der Buch- und Kunstdruckerei von Knorr & Hirth zu München gedruckt. In den Handel kamen 50 Exemplare, die von I—L numeriert und vom Verfasser signiert sind.


Princeton University Library
32101 068835501


Princeton University Library
32101 068835501


Princeton University Library
32101 068835501

